

**Archäologie-Sensation: Kleopatras Schwester entdeckt**

Nummer 12 – 19. März 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Kampftruppe «Tigris»: Die geheime Bundespolizei**

Die Schweiz unterhält heimlich eine schwerbewaffnete Elite-Einheit.

*Von Daniel Ammann*

## **Angsthasen-Regierung**

Wie der Bundesrat einknickte. *Von Markus Somm und Urs Paul Engeler*

## **Wer ist Oswald Grübel?**

Vollwaise in der DDR, Aufstieg aus dem Nichts. Das Profil des UBS-Chefs.

*Von Carmen Gasser*



## Ein verführerischer Augenblick. 4,9% Leasing auf alle BMW Modelle.

Der Traum vom eigenen BMW wird Wirklichkeit. Denn jetzt ist der optimale Zeitpunkt für eine Investition in dynamische Fahrfreude. So erwartet Sie der BMW 1er bereits ab CHF 299.–, der BMW 3er ab CHF 399.–, und den BMW 5er gibt es ab CHF 559.– pro Monat. Über alle weiteren Angebote informiert Sie Ihr BMW Partner gerne.

### **BMW Service Plus auf allen Modellen.**

Gratis-Service bis 100 000 km oder 10 Jahre, Garantie bis 100 000 km oder 3 Jahre.

**BMW Financial  
Services**

[www.bmw.ch](http://www.bmw.ch)



**Freude am Fahren**

Bsp.: BMW 116i Access 3-Türer, 4 Zylinder/122 PS (90 kW), Fahrzeugpreis CHF 29 900.–, 1. Leasingrate CHF 6 688.–, Laufzeit 48 Monate, Laufleistung 10 000 km/Jahr, eff. Jahreszins 4,9%, Restwert CHF 12 259.–, mtl. Rate CHF 299.–. Aktion gültig für alle BMW Neuwagen bis 30.04.2009. Kundenübernahme bis 31.07.2009. Ein Angebot von BMW Finanzdienstleistungen (Schweiz) AG. Preis-/Konditionsänderungen vorbehalten, sämtl. Angaben gültig bei Drucklegung. Alle Preise inkl. 7,6% MwSt., zus. Vollkaskovers. obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt.



## Intern

Kaum ein US-Senator ist so gefürchtet wie Carl Levin, 74, demokratisches Urgestein aus Michigan. In inquisitorischer Manier beschimpft er das Bankgeheimnis als «cash cow» und führt die Schweiz als Haufen semikrimineller Gnomen vor. Die Tiraden bleiben unwidersprochen. Die offizielle Schweiz schweigt. Redaktor Urs Gehrig hat sich in der US-Hauptstadt auf die Suche gemacht nach den Advokaten der



**Tiraden:** US-Senator Levin.

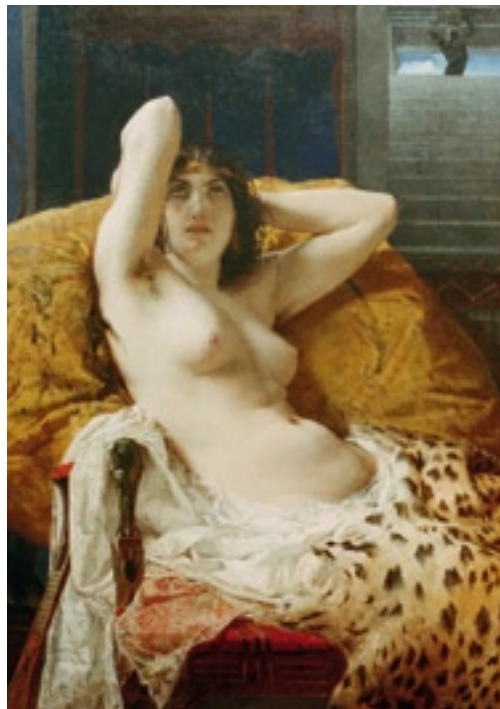
Schweiz. Bei seinem Streifzug durch Washington D.C. hat er Erstaunliches festgestellt: Über den Bankenplatz Schweiz herrscht schier unglaubliche Unkenntnis.» **Seite 15**

Vor einigen Wochen erhielt unser Autor Daniel Ammann (daniel.ammann@weltwoche.ch) ein anonymes Mail mit beunruhigendem Inhalt. Ob er wisse, fragte der offensichtlich bestens informierte Absender, dass die Bundeskriminalpolizei im Verborgenen daran sei, eine Interventionstruppe aufzubauen – «entsprechend einer Anti-Terror-Einheit». Nach all den Affären um dubiose Ermittlungsmethoden der Bundesbehörden kam Ammann der Gedanke einer solchen Eliteeinheit zuerst abwegig vor. Einige Gespräche später hatte er einen Namen: «Einsatzgruppe Tigris», viele Gespräche später ihren Stützpunkt: die Militäranlagen in Worblaufen. Die Recherchen über die Geheimpolizei auf **Seite 10**.

Jahrelang hat die Schweizer Regierung das Bankgeheimnis verteidigt – nun ist sie innert kürzester Zeit eingebrochen und will ausländischen Behörden umfassend helfen, ihren Bürgern nachzuspüren. Aus Angst vor einer

ominösen schwarzen Liste, die niemand kennt und deren Gefährlichkeit niemand einschätzen kann, hat der Bundesrat eingelenkt. Ob der Finanzplatz darunter leiden wird, ist offen. Sicher ist: Der Bundesrat hat nie gekämpft, sondern sogleich klein beigegeben bei sanftem Gegenwind. Orkane dürften bald das Land überziehen – denn deutlicher konnte die Regierung ihre Schwächlichkeit nicht demonstrieren. Urs Paul Engeler und Markus Somm rekonstruieren die Ereignisse. **Seite 12**

Ob Kleopatra den eigenen Bruder umbrachte, weil sie sich mit ihm nicht den Thron teilen wollte; oder an Sklaven Giftstoffe ausprobierete, bevor sie selbst zur Schlange griff – die gewaltsamen Tode im Umfeld der ägyptischen Königin jagten der Nachwelt wohlige Schauer über den Rücken, auch wenn sie oft jeglichen historischen Beweises entbehrten. Umso spannender ist das, was Anthropologen jetzt melden.



**Wohlige Schauer:** Königin Kleopatra.

In Ephesos wollen sie die über 2000 Jahre alten Gebeine einer jungen Frau identifiziert haben: Es soll Arsinoë sein, auch sie ermordet im Auftrag Kleopatras – ihrer Schwester. **Seite 25**

Es war vor etwas mehr als einem halben Jahr, als unsere Redaktorin Carmen Gasser Oswald Grübel zum letzten Mal zum Interview traf. Man traf sich in seinem Büro, nahe der Bahnhofstrasse. Auf die Frage, ob er je wieder zurückkommen wolle in die Arena des Bankwesens, überlegte er nicht lange und winkte ab. Als Gasser im Januar dieses Jahres erfuhr, dass Grübel in Verhandlungen mit der UBS stand, wollte sie es genau wissen und rief ihn an. Diesmal verneinte Grübel nicht. Wie es so weit kommen konnte: auf **Seite 36**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)  
**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Stv. Chefredaktor:** Markus Somm  
**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktion:**  
Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Philipp Anz  
**Bildredaktion:** Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)  
**Layout:** Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler  
**Infografik:** Helmut Germer  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttinig  
**Internet:** Andreas Thut (*Leitung*)  
**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsleitung:** Maike Juchler  
**Marketing:** Sandra Millius (*Leitung*)  
**Anzeigenverkauf:** Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli  
**Anzeigeninnendienst:** Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch  
**Internetverkauf:** Publicitas web2com AG  
**Tarife und Buchungen unter:** Tel. 044 250 31 91  
**E-Mail:** salesservices.web2com@publicitas.com  
**Druck:** Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*



# Italien hat auch Berge, die kein Feuer speien.



**SÜDTIROL**  
bewegt



[www.suedtirol.info](http://www.suedtirol.info)



## «Indianer»

Ein Rückblick auf die letzte Woche. «Watchmen». Warum Bundesräte nicht verhandeln sollten. Von Roger Köppel

Die letzte Woche brachte eine Serie von Artikeln über das vorschnelle Nachgeben unserer Landesregierung. Das Wesentliche ist gesagt worden: Das Ausland weiss jetzt, dass es reicht, mit einer halluzinierten «schwarzen Liste» zu wedeln, um den Bundesrat in die Knie zu zwingen. Der letzte Freitag wird in die Geschichte eingehen als Lehrbeispiel dafür, wie man auf keinen Fall verhandeln darf. Die Kollegialbehörde knickte ein ohne verbindliche Zusicherungen der Gegenseite. Bundesrat Merz kommentierte am Samstag: «Wir sind aus der Schusslinie.» Kurz darauf belächelte der forsche SPD-Finanzminister Peer Steinbrück die Schweizer Regierungskollegen als «Indianer». Und Parteikollege Müntefering bedauerte in einem Interview, dass man keine Truppen mehr ins Ausland schicken könne. Deutsche Grossmaulpolitik. Die Schweizer lassen sich einschüchtern.

Es stimmt. Die Zugeständnisse vom Freitag bedeuten keinen Weltuntergang für den Schweizer Finanzplatz. Materiell wird es für ausländische Steuerbehörden, sofern die Absichtserklärungen überhaupt einmal greifen werden, nach wie vor schwierig sein, Einblick in Kundenbeziehungen zu erhalten. Das Problem liegt darin, dass der Bundesrat bei den Grundwerten und Prinzipien umfiel. Die Schweiz ist ein souveräner Rechtsstaat. Sie hat sich an alle Verträge mit der EU gehalten. Sie gab den in der Schweiz tätigen Bankangestellten und ihren Kunden während Jahrzehnten die erdbebensichere Garantie, dass sie sich auf die Stabilität der Rechtsordnung verlassen können. Das alles wird jetzt umgeworfen. Die Bankiervereinigung muss die Kapitulation zur Bagatelle herunterreden. Unsere Eliten haben ein massives Strategiedefizit.

Hinter den Angriffen auf die Schweiz steht die Gleichschaltungsideologie der Hochsteuerländer. Die nach links driftenden Industrienationen haben zwei Probleme. Erstens: Ihre Konjunkturprogramme kosten Milliarden. Zweitens: Ihren Wohlfahrtssystemen droht der finanzielle Kollaps. Kurz- bis mittelfristig müssen die Einnahmen vermehrt, die Steuern erhöht werden. Um die Enteignungs- und Verstaatlichungswelle einzuleiten, werden Widerstandsnester ausgeräuchert, Schlupflöcher gestopft. Die Umverteiler bereiten das Schlachtfeld vor, auf dem sie den privaten Sektor ausnehmen. Kleinere und mittlere Unter-



Gleichschaltungsideologie der Hochsteuerländer.

nehmen geraten ins Visier. Erstaunlich unkritisch kommentierte die *Financial Times* letzte Woche diesen absehbaren, gewaltigen Machtzuwachs der Staaten. Was akademisch als «neuer Kapitalismus» gedeutet wird, ist in Wahrheit ein Verlust an Wettbewerb, an Vielfalt und an Freiheit.

Bundesräte taugen nicht für anspruchsvolle Verhandlungen. In der Schweiz werden konsensfähige Durchdiener in die Regierung gewählt, um in unkündbarer Stellung die Einheit des Landes zu verkörpern. Aufmüpfige, schwererziehbare Charakterfiguren sehen sich entweder frühzeitig abgedrängt (Peter Bodenmann) oder nach spätestens einer Amtszeit entsorgt (Christoph Blocher). Im Ausland werden konfliktfähige Strassenkämpfernaturen durch harte Wahlen fürs oberste Amt gestählt. Man möchte sich eine Direktbegegnung zwischen Hans-Rudolf Merz und seinem sesselfüllenden Antipoden Steinbrück gar nicht erst ausmalen. Das Jobprofil des Bundesrats verlangt das Gegenteil von dem, was der Schweiz in den aktuellen Auseinandersetzungen abverlangt wird. Abwegig ist dennoch die Forderung, wir müssten unser Regierungssystem ändern. Es braucht keinen starken Bundespräsidenten. Das System ist in Ordnung, es müsste nur anders interpretiert werden. Früher schickte die Regierung ihre Staatssekretäre, ihre Chefbeamten oder Unterhändler an die Front. Die Bundesräte verschanzten sich in Bern. Das war nicht glanz-

voll, aber wirksam. Die Arbeitsteilung brachte Zeitgewinn und grössere Spielräume. Wenn es zu eng wurde, zogen sich die Abgesandten in die Sicherheit der Berge zurück. Hart verhandelnde, unnachgiebige Bundesräte sind ein Selbstwiderspruch. Es ist strategisch falsch, sie mit Aufgaben zu belasten, für die sie nie gewählt wurden. Die Schweiz muss wieder lernen, den Sonderfall zu ihren Gunsten zu verwerten.

Flucht ins Kino, «Watchmen». Der Film ist interessant. Er handelt von einer Gruppe abgehalfterter Superhelden in einem fiktiven Amerika der achtziger Jahre. Richard Nixon steht vor seiner vierten Amtszeit. Es droht ein Atomkrieg zwischen den USA und der Sowjetunion. Der Weltfrieden hängt von einer verkrachten Truppe gewalttätiger Sonderlinge ab. Die faszinierendste Figur, «Rorschach», eine abgemagerte Hardcore-Variante des SVP-Nationalrats Alfred Heer, trägt als Gesichtsschutz eine weisse Maske, auf der sich je nach Gemütslage ein anderer Tintenklecks formiert. Kollege «Nachteule» ringt mit der Melancholie des triebschwachen Millionenerben, ein entfernter Verwandter Batmans. Insgesamt besteht der Verbund aus gescheiterten Idealisten, Trinkern und der wunderschönen Superheldin «Silk Spectre II», die unter körperlicher Vernachlässigung leidet, weil ihr Lebenspartner, der hellblau verfärbte Astralmensch «Dr. Manhattan», sich vor allem mit der Herstellung eines gläsernen Raumschiffs auf dem Mars beschäftigt. Die Aufzählung macht deutlich, dass es sich um einen schwer verfilmbaren Stoff handelt. Regisseur Zack Snyder brachte vor zwei Jahren die grandiose Comic-Adaption «300» mit kommerziellem Grosseffort auf die Leinwand. «Watchmen» ist der Versuch, das Superheldengenre auf die Stufe eines philosophischen Proseminars zu heben. Das Ansinnen ist ehrenvoll, und man muss die Studiobosse beglückwünschen, die dem jungen Regisseur ein gewaltiges Budget ermöglicht haben. Der düstere, fantastisch gemachte und bei aller Brutalität sehr elegante Film wird die Massen kaum begeistern, aber er hat etwas. Obschon es immer regnet, das Böse siegt und der Atomkrieg nicht verhindert werden kann, verlässt man am Schluss den Saal beschwingt. Die Menschheit mag untergehen, das Leben geht weiter. Der Film gibt Hoffnung in angespannten Zeiten.

Kürzlich veranstaltete der Arbeitgeberverband Kreuzlingen und Umgebung eine Auktion zur Finanzierung einer örtlichen Kinderkrippe. Der sympathische Anlass machte deutlich, dass es den Staat nicht braucht, wenn familienfreundliche Infrastrukturen entstehen sollen. Es müsste das Ziel sein, alle Kinderkrippen zu entstaatlichen und auf privater Basis zu betreiben.



D I E   K L E I D U N G   D I E   A T M E T



# Mord auf Verlangen

Von Alex Baur — Um gefährliche Täter wie Daniel Hofmann früher zu stoppen, braucht es keine neuen Gesetze und Gremien. Sondern fähige Gerichtspsychiater, die ihre Verantwortung wahrnehmen.



Versuchung, Unerklärliches zu erklären: Kripo-Chef Urs Winzenried vor versammelter Presse.

Musste Lucie im Alter von sechzehn Jahren sterben, weil Daniel Hofmann den Rest seines Lebens im Zuchthaus verbringen wollte? In den Augen von Urs Winzenried, Chef der Aargauer Kripo, ist das angebliche Motiv des 25-jährigen Mörders «sehr glaubhaft». Der «nicht unsympathische Mann», so Winzenried gegenüber *Sonntagsblick*, «wollte nichts beschönigen», ja der Kripo-Chef glaubt sogar zu wissen, was in «Danis» Kopf vorging: «Er reflektierte, was in seinem Leben falsch läuft. Keine Stelle, kein Geld, Drogen, Alkohol.» So habe er getötet, um wieder hinzukommen, «wo es dir wohler ist».

Gegen solche Erklärungsversuche sträubt sich nicht nur der gesunde Menschenverstand. Als Daniel Hofmann im Mai 2003 erstmals zuschlug, ging er nach exakt demselben Muster vor, das gegen eine spontane Tat spricht. Stundenlang liess er sich damals unter Vorwänden von seinem Opfer durch die Nacht chauffieren. Vor Gericht behauptete Hofmann, er habe mit der Frau nur reden wollen – in Wahrheit sagte er kein Wort. Mit einer List lockte der vermeintlich sturzbetrunkene Täter sein Opfer in eine Waldhütte, wo er plötzlich hellwach war. Ohne Warnung schlug er auf die Frau ein, mit einem Schlagring, den er heimlich mitgeführt hatte, bis sie sich tot stellte. Als er merkte, dass sie noch röchelte, versuchte er sein Werk zu vollenden. Genau wie beim Mord an Lucie.

Wer so handelt, der will vor allem töten. Doch es fällt schwer zu akzeptieren, dass das Böse so banal daherkommt. Besonders bei einem Halbwüchsigen, der selber um Erklärungen für das Unerklärliche ringt. Einen jungen Menschen auf ewig wegzusperren, ist eine fast unerträgliche Last für jeden Richter. Die Versuchung, sich an mildere Erklärungen zu klammern, wird übermächtig. Auch für erfahrene Kriminalisten wie Urs Winzenried.

## Psychopathen im «Heimvorteil»

Eine kürzlich publizierte Feldstudie aus Kanada zeigt auf, dass Psychopathen gegenüber geistig normalen Tätern statistisch gesehen eine zweieinhalbmal höhere Aussicht auf vorzeitige Entlassung aus dem Vollzug haben. Denn Psychopathen sind typischerweise Musterhäftlinge; sie sind es gewohnt, die Abgründe in ihrer Seele zu verbergen. Das war bei Ferrari und Hauert so, es ist bei Hofmann kaum anders.

Der Ruf nach härteren Gesetzen, der auf jede empörende Gewalttat folgt wie das Amen nach der Predigt, lenkt vom Kern des Problems ab. Gewiss, die 2002 unter Justizministerin Ruth Metzler (CVP) beschlossene und von ihrem Nachfolger Christoph Blocher (SVP) auf Anfang 2007 in Kraft gesetzte Revision des Strafgesetzes ist von der täterfreundlichen und therapieläufigen Grundhaltung des letzten Jahrhunderts

geprägt. Die Rekonstruktion gelöschter Vorstrafen wurde praktisch verunmöglicht, der Widerruf von Massnahmen erschwert, die Verwahrung entschärft. Immerhin gelang es Blocher noch, eine Verschärfung ins Gesetz einzubringen: Wenn ein Verurteilter seine Gefährlichkeit erst im Vollzug offenbart, kann die Strafe nachträglich in Verwahrung umgewandelt werden.

Die Gesetze sind vorhanden, man muss sie nur anwenden. In den meisten Kantonen werden Entlassungen von gefährlichen Gewalttätern heute von Fachgremien geprüft. In Zürich werden mitunter sogar Zuhälter, denen keine Gewaltdelikte angelastet wurden, als potenziell gefährlich taxiert. Auch im Aargau gibt es eine solche Instanz. Nur kam sie im Fall Daniel Hofmann nicht zum Zug. Die Gefährlichkeit des Burschen wurde offenbar verkannt.

Die Hauptverantwortung für den Umgang mit Gemeingefährlichen trägt die Psychiatrie. Sie stellt die entscheidenden Weichen, ihr Befund ist die Grundlage jeder Massnahme. Gerichtsgutachter warnen deshalb heute beim leisesten Hinweis vor möglichen Gefahren. Nur geht es dabei weniger um den Schutz der Allgemeinheit, sondern um die eigene Absicherung. Das Resultat sind schwer fassbare, bisweilen widersprüchliche Expertisen.

In einem bloss dreissig Seiten dünnen Gutachten, das nach Hofmanns erstem Tötungsversuch in der Klinik Königsfelden erstellt wurde, warnten die Psychiater standardmässig vor einem hohen Wiederholungsrisiko. Weil sie im Drogenmissbrauch die Ursache der Gewalttat vermuteten, stand für sie eine Suchttherapie im Vordergrund. Sie glaubten, damit alles im Griff zu haben. Dass der Kokainkonsum lediglich das Symptom einer viel tiefer liegenden sadistischen Obsession sein könnte, wurde offenbar nicht in Betracht gezogen. Ansonsten hätte der Gutachter kaum den Vollzug in einer offenen Arbeitserziehungsanstalt empfohlen.

Hochspezialisierte Fachleute wie Frank Urbaniok oder Volker Dittmann haben in jüngerer Zeit ausgeklügelte Systeme entwickelt, um verkappten Gewalttätern wie Hofmann auf die Schliche zu kommen. Mit präziseren und objektivierbaren Diagnosen will man auch vermeiden, dass junge Täter präventiv weggesperrt werden, bei denen dies vielleicht gar nicht nötig wäre. Feste Normen und Raster zwingen zu klaren Aussagen und erlauben erstmals eine Erfolgskontrolle.

Diese Modelle stossen in der Branche, die das Verbindliche scheut, auf wenig Gegenliebe. Der Mensch lasse sich nicht normen, lautet das Argument, mit dem sich die Psychiater zugleich der Verantwortung entziehen. So begnügte sich der Psychiater unter der Anleitung des erfahrenen Forensikers Josef Sachs mit einer rudimentären «testpsychologischen Abklärung». Ansonsten verliess man sich im Wesentlichen auf die Angaben des Täters – und auf das Bauchgefühl. Das Resultat ist bekannt. ○



# Die Tiger von Bern

Von Daniel Ammann — Die Bundeskriminalpolizei baut sich heimlich eine schwerbewaffnete und millionenteure Kampfeinheit auf – ohne politischen Auftrag, ohne transparentes Budget und ohne parlamentarische Kontrolle.

Sie nennen sich stolz «Die Tiger». Sie tragen Maschinenpistolen mit modernsten Zielgeräten. Sie trainieren ihre Einsätze mit Laserwaffen in einer Hightech-Schiessanlage, wie sie in der Schweiz einmalig ist. Sie tragen schwarze Kampfanzüge und Leichthelme in Spezialanfertigung. Sie verfügen, sagt einer, der es weiss, über «das beste und teuerste Material, das es derzeit zu kaufen gibt». Sie sind daran, sich Präzisionsgewehre für Scharfschützen zu beschaffen. Sie sind die geheime «Einsatzgruppe Tigris» der Bundeskriminalpolizei (BKP).

Ausrüstung und Training der Elite-Truppe, sagt ein Gewährsmann, seien denen von Anti-Terror-Einheiten wie der deutschen GSG 9 ebenbürtig. Die «EG Tigris» wird seit fünf Jahren von der Bundeskriminalpolizei still und heimlich aufgebaut und hochgerüstet. Ihr Name erscheint in keinem Organigramm. Die «Tiger» kosten jedes Jahr mehrere Millionen Franken – aber die BKP hat es bis heute unterlassen, die Öffentlichkeit und die Politik über ihre Sondereinheit zu informieren.

Dabei bewegen sich die «Tiger» auf staatsrechtlich heiklem Terrain. Es ist nicht die Aufgabe des Bundes, eine Einsatzgruppe zu unterhalten. Die Polizeihöhe liegt laut Verfassung bei den Kantonen. Sie sind dafür zuständig, Recht und Ordnung aufrechtzuerhalten, nicht der Bund. Einfach gesagt: Um die

**Sie verfügen, sagt einer, über «das beste und teuerste Material, das es derzeit zu kaufen gibt».**

äussere Sicherheit hat sich der Bund zu sorgen, um die innere Sicherheit die Kantone.

Diese Kompetenz, so machten die Kantone in den letzten dreissig Jahren stets klar, wollen sie sich keinesfalls einschränken lassen: 1978 lehnten Volk und Kantone die Bundessicherheitspolizei (Busipo) von Bundesrat Kurt Furgler (CVP) massiv ab. Nur eine Handvoll Kantone sagte damals ja, das linke Referendum kam im Volk auf 56 Prozent Nein-Stimmen. Seither opponierten die Kantone und das Parlament gegen jeden neuen Versuch des Bundes, ein eigenes Sicherheitspolizei-Detachement zu schaffen. Zuletzt scheiterte CVP-Bundesrätin Ruth Metzler 2002 mit ähnlichen Plänen. Zu gross ist die Befürchtung, eine zentralisierte Bundes-Polizeitruppe führe zu Abgrenzungsproblemen und Doppelspurigkeiten und lasse sich politisch nicht kontrollieren.



«Hardcore-Interventionseinheit»: «Tigris»-Logo.

Die BKP unter ihrem Chef Kurt Blöchlinger hat nun Elemente einer Busipo durch die Hintertüre eingeführt, wie mehrere Gesprächspartner unabhängig voneinander bestätigen: Die «EG Tigris» ist eine permanente Einheit, in der nach Informationen der *Weltwoche* als Zielgrösse mehrere Dutzend Elite-Polizisten Dienst leisten sollen. Ohne klaren politischen Auftrag, ohne transparentes Budget, ohne parlamentarische Kontrolle. Eingeweihte sprechen von einer gravierenden «Fehlentwicklung». Und von «Täuschung».

Ursprünglich nämlich wurde die «Tigris» intern bloss als kleine Gruppe von spezialisierten «Zielfahndern» angekündigt, die im Auftrag der Bundesanwaltschaft oder des Bundesamtes für Justiz ausgeschriebene Straftäter wie den geflüchteten Flugzeugentführer Hussein Hariri oder den mutmasslichen Lehrermörder Ded Gecaj aufspüren sollten. «Zweckmässig» sei diese Idee gewesen, sagt ein Beteiligter. Über die Jahre sei die Einsatzgruppe dann aber zu einer «Hardcore-Interventionseinheit» ausgebaut worden. Heute sei sie, obwohl ihre Polizisten zu den besten gehörten, «überhaupt nicht mehr sachgerecht».

Denn die Bundeskriminalpolizei ist, wie ihr Name sagt, eine Kriminal- und keine Sicherheitspolizei. Sie führt Vorabklärungen und gerichtspolizeiliche Ermittlungen durch in den Bereichen, die seit 2002 in die Kompetenz des Bundes fallen. Laut Gesetz soll der Bund nur in besonders aufwendigen Fällen aktiv werden, mit klarem Schwerpunkt auf der Bekämpfung der Wirtschaftskriminalität. Die BKP soll vor allem ermitteln, untersuchen, Akten studieren. Wenn sie polizeiliche Unterstützung braucht

– etwa für heikle Verhaftungen, die nur selten vorkommen –, dann soll sie auf die Kompetenz der Kantone zurückgreifen. Jedes grössere Polizeikorps verfügt über Sondereinheiten, die für solche Einsätze geschult sind. Im Kanton Bern zum Beispiel die Sondereinheit «Enzian», im Kanton Zürich die Sondereinheit «Diamant». Wie diverse Wettkämpfe immer wieder zeigen, gehören diese kantonalen Sondereinheiten international zu den Besten ihres Fachs. Sie unterstützen die Bundeskriminalpolizei denn auch bei jeder Anfrage zur vollsten Zufriedenheit. «Die BKP braucht eine Interventions-einheit wie die «EG Tigris» gar nicht», sagt ein interner Kritiker. «Sie ist überflüssig und konkurrenziert nur die Kantonspolizeien.»

Es ist eine geradezu absurde Situation: Die BKP beklagt sich, dass ihr Dutzende von Ermittlern fehlten. Eben stellte sie den Antrag auf 114 (in Worten: hundertvierzehn) neue Stellen. Gleichzeitig sucht sie krampfhaft Einsatzfelder für ihre Elite-Polizisten. So stürmten die «Tiger» am 6. März 2007 um 6 Uhr morgens ein Häuschen im Fricktal. Als der schwerbewaffnete Trupp einfiel, putzte sich Dieter Behring im Badezimmer gerade nackt die Zähne. Es war die zweite Verhaftung des Financiers, der unter Betrugsverdacht steht und in der Vergangenheit höchstens mit Kraftausdrücken um sich geschlagen hatte.

## Interaktive Computer-Schiessanlage

Um ihre Einsätze angemessen zu trainieren, haben die «Tiger» ihren Stützpunkt auf dem Gelände der Militäranlagen Worblaufen im Kanton Bern bei der Militärpolizei. Allein der Ausbau, so hört man, kostete an die 4 Millionen Franken. Wer sich in Worblaufen umsieht,

**Dem Amt ist offensichtlich bewusst, wie heikel die «EG Tigris» staatsrechtlich ist.**

wundert sich nicht über die hohen Kosten. Das technologische Herzstück ist eine interaktive Computer-Schiessanlage, mit der reale Situationen simuliert werden können. Der Computer reagiert auf Zurufe. «Hände hoch» – und die verdächtige Person auf dem Bildschirm hebt die Hände. «Halt!» – und der virtuelle Flüchtige bleibt sofort stehen. In Europa verfügen nur wenige Korps über eine solche Hightech-Anlage. Nebenan können sich die «Tigerli», wie sie von schnippischen Kollegen genannt





**Heikle Verhaftungen:** Einsatz einer Anti-Terror-Einheit.

werden, in einem professionell eingerichteten Fitnesscenter in Form halten. Dafür, spotten Kollegen, hätten sie ja genügend Zeit. In einem weiteren Raum, etwa 10 auf 12 Meter gross, üben sie die Stürmung von Privatwohnungen: Mit verschiebbaren Wänden lassen sich Grundrisse nachstellen und Zugriffe einüben.

Das Bundesamt für Polizei (Fedpol) bestätigte gegenüber der *Weltwoche* die Existenz der Sondereinheit. Die Behörde äusserte sich erst zu den Fragen, als ihr bewusst wurde, dass dieser Artikel auf jeden Fall erscheinen würde: Ja, die BKP habe eine Einsatzgruppe. Ja, es sei eine «stehende Einheit». Ja, sie sei bewaffnet. Laut Fedpol besteht sie derzeit noch aus 14 Personen. Nach Informationen der *Weltwoche* soll sie auf mehrere Dutzend Polizisten ausgebaut werden. Es handle sich, heisst es in einem Mail, «um eine Einsatzgruppe für die Bewältigung von Einsätzen mit erhöhter Gefährdung. Sie stellt weiter die sicherheitspolizeiliche Aus- und Weiterbildung von Fedpol sicher und führt Zielfahndungen durch.» Letztes Jahr habe die Einsatzgruppe 40 Einsätze durchgeführt und 8 Zielfahndungsfälle bearbeitet. Ihr jährliches Budget wird geheim gehalten; es sei, heisst es bloss, «Teil des Budgets der Bundeskriminalpolizei».

### Strafverfolgung ausser Kontrolle

Aufgeschreckt durch die Fragen, betonte eine Sprecherin gleich zwei Mal, die Einsatzgruppe arbeite «eng mit den kantonalen Partnern zusammen respektive im Auftrage derselben». Dem Amt ist offensichtlich bewusst, wie staatsrechtlich heikel die «EG Tigris» ist. Allerdings: Drei angefragte Polizeidirektoren und -kommandanten von grösseren Kantonen wussten nichts von der Sondereinheit des Bundes und

fänden sie «höchst problematisch». (Öffentlich äussern werden sie sich, wenn sie mehr Informationen haben.)

Die «Einsatzgruppe Tigris» ist ein Indiz mehr dafür, wie die Strafverfolgungsbehörden des Bundes in den vergangenen Jahren ausser Kontrolle geraten sind. Die Bundeskriminalpolizei wurde unter ihrem Chef Kurt Blöchlinger zu einer Dunkelkammer, die sich der politischen Aufsicht zu entziehen weiss und ein Eigenleben führt. Sie massiert sich – ohne entsprechenden politischen Auftrag – Kompetenzen an, weitet ihre Aufgabengebiete stetig aus und schafft so vollendete Tatsachen.

Es ist dies die Konsequenz aus einem unheilvollen Filz an der Spitze der Strafverfolgungsbehörden. Dieser Filz – Beteiligte reden von «Vetterliwirtschaft» – geht aufs Jahr 2000 zurück. Ihm stand der katholische Studentenverein Pate. Die damalige Bundesrätin Ruth Metzler (vulgo «Accueil») machte den jungen Polizisten Valentin Roschacher (vulgo «Dali»), den sie aus der Studentenverbindung kannte, überraschend zum Bundesanwalt. Zwei Jahre später setzte Roschacher durch, dass Metzler seinen «Biersohn» bei den «Kyburgern» als BKP-Chef einsetzte: Kurt Blöchlinger (vulgo «Sturm»). Der eigentliche Favorit für das Amt, ein erfahrener Kripo-Chef, hatte als Sozialdemokrat die falschen Freunde.

Roschacher und Blöchlinger holten einen alten Bekannten aus Zürcher Zeiten nach Bern, der eine zentrale Rolle spielen sollte: Michael Jaus, einen Stadtpolizisten, der von Kollegen als draufgängerisch und ehrgeizig charakterisiert wird. Intern hatten die drei schnell einen Übernamen: «Die Sheriffs». Sie bildeten, heisst es, einen abgeschotteten Machtzirkel, der sich gegen jede Kritik taub stellte. Sie wollten Bun-



**Dunkelkammer:** BKP-Chef Blöchlinger.

desanwaltschaft und Bundeskriminalpolizei zu einem FBI im Miniformat ausbauen, das sich um die ganz grossen Fische kümmert. Aus den USA bezogen sie auch ihre Ideen.

So holten sie trotz amtsinternen Bedenken den kolumbianischen Drogenpaten José Manuel Ramos aus den USA in die Schweiz, um ihn als bezahlten Spitzel den Finanzplatz infiltrieren zu lassen. Sein dubioser Einsatz als «Vertrauensperson» gegen Bankier Oskar Holenweger geriet zu einer der grössten Affären der Schweizer Justizgeschichte, die noch nicht ausgestanden ist. Roschacher organisierte die Einreise von Ramos und zusammen mit seinem Freund Blöchlinger die Bildung einer Task-Force bei der BKP. Als Leiter der Task-Force, die Ramos kontrollieren sollte, drückten Roschacher und Blöchlinger gegen interne Warnungen ihren Freund Michael Jaus durch. Das Resultat ist bekannt: «Vertrauensperson» Ramos musste notfallmässig ausgeschafft werden, weil er sich als unkontrollierbarer Agent provocateur und als mutmasslicher Doppelagent der Amerikaner herausgestellt hatte. Roschacher musste demissionieren. Blöchlinger setzt sich im Juli nach Schaffhausen ab, wo er Kommandant der Kantonspolizei wird.

Jaus hat das Debakel nicht geschadet. Er hatte den richtigen Freund, mit dem er auch Ferien verbrachte: Blöchlinger ernannte Jaus zum Chef der «Einsatzgruppe Tigris», die er bis heute leitet. Es war für die Belegschaft das unmissverständliche Zeichen, dass Kritik tabu war. «Die Freundschaft zwischen Roschacher, Blöchlinger und Jaus ist die Ursache für viele Entgleisungen», sagt ein Insider und meint explizit auch die «Tigris»: «Ohne die engen persönlichen Verknüpfungen wäre es nie zu diesen gravierenden Fehlritten gekommen.» ○

# Der Grillmeister

Von Urs Gehriger — Unerbittlich feuert der US-Senator Carl Levin auf die Schweiz. Ein Augenschein beweist: Die Amerikaner wissen wenig über den Finanzplatz, Schweizer Krisendiplomatie gibt es nicht.



Saubermann und Scharfrichter: Senator Levin.

In Washington liegen sie noch in ihren Betten, als sich letzten Freitag die Nachricht aus Bern in die Welt ausbreitet. Die Schweiz, entschied der Bundesrat, werde ihr Bankgeheimnis lockern. Damit, so berichteten US-Morgennachrichten, werde eine jahrzehntealte Bastion eingerissen. Als sich die Schreibstuben im Untergeschoss des Russell Building langsam füllen, verursacht die Meldung gute Laune. Im Bauch des ältesten Senatsgebäudes auf dem Capitol Hill, wo Hundertschaften von Beamten an je anderthalb Meter Schreibtischfläche einquartiert sind, zusammengepfercht zwischen Aktenstößen und Zeitungsbündeln, befindet sich der Maschinenraum der US-Politik. Hier werden Themen angedacht und Entwürfe aufgesetzt, die dereinst in Gesetz gegossen werden sollen. Hier, in Büro Nummer 199, hat man sich seit Monaten ausgiebig mit der Schweiz befasst.

An der Tür stehen, unscheinbar, die Lettern PSI, Kürzel einer der gefürchtetsten Institutionen auf dem Capitol Hill, des Permanent Subcommittee on Investigations.

Die Ahnengalerie im engen Entree führt die bewegte Geschichte dieses mächtigen Ausschusses vor Augen. Hoch oben thront Joseph McCarthy, der schillerndste aller PSI-Investigatoren. Unvergesslich die Hexenprozesse, die der Kommunistenjäger in den fünfziger Jah-

ren inszenierte. Gauner und Ganoven, Halunken und Politfeinde, die Teamsters Dave Beck und Jimmy Hoffa, der Mafioso Joe Valachi, die gesamte Enron-Crew, sie alle wurden in den Jahren seit seiner Gründung vom PSI vorgeladen und verhört.

Präsidiert wird das Subkomitee jeweils von einem Senator der im Haus dominierenden Partei. Wer die dem Amt verliehene Macht auszuspielen weiss, findet hier Gelegenheit, sich als Saubermann und Scharfrichter zu profilieren. So hält es auch der aktuelle Chairman: Senator Carl Levin, 74, aus Michigan. Getrieben von missionarischem Eifer, macht er sich seit Jahren auf, den globalen Finanzmarkt auszumisten. Lange kämpfte er vergeblich. Heute liegt er im Trend. Weder Mafiosi noch Terroristen sind Hauptfeinde des Staats, sondern die Banker. Und zuoberst auf Levins schwarzer Liste steht die UBS. Und mit ihr die Schweiz.

## Laserblick für die Schwachstellen

Sechs Monate lang hatte Levins Unterausschuss analysiert, wie die UBS und die Liechtensteiner LGT Bank US-Kunden bei der Steuerflucht geholfen haben. Durch versteckte Auslandvermögen entgingen dem amerikanischen Fiskus jährlich 100 Milliarden Dollar, will der Senator herausgefunden haben. «Steueroasen betreiben wirtschaftliche Kriegsfüh-

rung gegen die Vereinigten Staaten», poltert Levin. «Wir sind entschlossen, die Mauer des Bankgeheimnisses zu zerschlagen.»

Am 4. März hatte der letzte Akt begonnen im Duell zwischen Matador Levin und der UBS. Um 14.30 Uhr betritt Carl Levin den Anhörungssaal auf dem Capitol Hill. Etwas zerzaust kommt er daher. Seine Krawatte sitzt schief, verschwindet rechts in seinem zu weiten Sakko. Gemütlich sieht er aus in seinem massigen Körper, wie ein gütiger Onkel. Doch das ist ein Irrtum, der sich sofort auflöst, wenn er zu sprechen beginnt.

«Die Schweiz erachtet das Bankgeheimnis als nationalen Wert», sagt er, «so wie die Amerikaner Freiheit und Demokratie preisen.» Unerhörte Worte sind es, Worte, die ein Freund niemals in den Mund nähme. «Die UBS kam auf geheimer Mission in die USA, lockte die Steuerzahler in ihren Hafen», schmettert er dem UBS-Kronzeugen Mark Branson ins Gesicht, der dasitzt wie ein semikrimineller Gnom. Man wolle sämtliche Daten aller 40 000 US-Steuerflüchtlingen in der Schweiz.

Levin hat Gravitas und Levin ist mächtig. Seit 25 Jahren sitzt er ununterbrochen im Senat und präsidiert auch das einflussreiche Committee on Armed Services, das Nationalhelden wie General David Petraeus vorladen kann. Der in Harvard ausgebildete Jurist Levin gehört zu den effizientesten Interrogatoren im Senat. «Er ist der Grillmeister», heisst es auf den Korridoren ehrfurchtswoll. Seine Technik ist immer ähnlich: Der Senator starrt über seine Lesebrille. Wie ein Laser tastet sein Blick nach der Schwachstelle in seinem Opfer. Hat er sie gefunden, feuert er eine ätzende Fragensalve, hält inne, ballert von neuem, bis der Zeuge schliesslich in die Knie sackt.

## Mit Obamas Segen

Zweck der Levin-Show, die er vor der Welt- presse inszeniert, ist Werbung in eigener Sache. Es geht um die «Stop Tax Haven Abuse Act», eine Gesetzesvorlage, die Steueroasen wie die Schweiz trockenlegen und die Reichweite der US-Gesetzeshüter massiv ausweiten soll. Levin verlangt den «totalen Informationsaustausch» bei Bankdaten.

Levin fühlt die Gunst der Stunde. «Zwei Tage nach der Präsentation unseres Vorschlags wurde er von Finanzminister Geithner bereits gutgeheissen», triumphiert man in Büro Nummer 199, der Schaltzentrale der Levin-Inquisition. Eine erste Version der Gesetzesvorlage hatte Levin im Februar 2007 zusammen mit dem heutigen Präsidenten eingegeben. «Obama ist auf unserer Seite», weiss man in den Katakomben des Subkomitees.

Auf dem Capitol Hill, in den Anhörungssälen und Beamtenkammern sucht man vergebens nach Freunden und Advokaten, die ihre Stimmen für die Schweiz erheben könnten



## Referat: Platin-Club Die globale Krise – Europäische Antworten und nationale Spielräume.

Die Weltwoche und der Efficiency Club Zürich laden ein zum Referat von Dr. Wolfgang Schüssel, ehemaliger Bundeskanzler der Republik Österreich. Anschließend Diskussion mit Roger Köppel.

Montag, 30. März 2009, 18.30 – 19.30 Uhr  
Kunsthhaus Zürich  
(Anmeldung zwingend erforderlich)



Die Konjunkturprognosen sind ernüchternd. Die Erwartungen für kommende Unternehmensergebnisse werden immer vorsichtiger formuliert. Doch ist die Krise tatsächlich so unausweichlich und rabenschwarz wie die Druckerschwärze, die vor uns täglich ein Negativszenario ausbreitet?

Dr. Wolfgang Schüssel, Bundeskanzler der Republik Österreich von 2000 bis 2007, befasst sich in seinem Vortrag mit den Auswirkungen der aktuellen Wirtschafts- und Finanzkrise und beleuchtet die Lösungsvorschläge und Antworten der Politik, wie sie in der Europäischen Kommission in Brüssel, aber auch in den Staatskanzleien diskutiert werden. Anschliessend wird Roger Köppel in einem offenen Gespräch Fragen an Wolfgang Schüssel stellen.

**Anmeldungen und weitere  
Informationen zum Anlass:**  
[www.ency.ch](http://www.ency.ch) oder telefonisch  
unter 044 222 25 25.

In Zusammenarbeit mit:



oder wollten. Wer in den Büros der Kongress-abgeordneten anklopft, trifft staunende Gesichter, wenn man sie auf den Finanzplatz Schweiz anspricht. Jedes Gespräch belegt immer aufs Neue: Über den Bankenplatz Schweiz und seine Bedeutung herrscht eine schier ungläubliche Unkenntnis. So scheint niemand zu wissen, dass die Schweiz im Bereich der Bekämpfung der internationalen Kriminalität und der Geldwäscherei eine der vorbildlichsten Gesetzgebungen hat. Was die Schweiz in den letzten Jahren diesbezüglich verbessert hat, wurde kaum registriert. Und die paar wenigen, die es wissen müssen, Levins Inquisitoren in Büro 199, spielen es herunter oder tun so, als hätten sie davon noch nie gehört.

### «Wie ein DDR-Grenzwächter»

Eine einsame Stimme hat die Stille durchbrochen. Faith Whittlesey, zweifache US-Botschafterin in Bern während der Ära Reagan. In der *Financial Times* erinnerte sie an die langjährigen Bande zwischen den beiden Ländern und mahnte Obama zur Zurückhaltung. «Ihr dürft das nicht persönlich nehmen», sagt sie dem Gast aus der Schweiz, als fühle sie sich zu einer Entschuldigung verpflichtet. Amerika sei der Schweiz nicht zum Feind geworden. Doch, so rät die republikanische Ex-Botschafterin, es fehle der Regierung an Leuten, welche die Qualitäten der Schweiz zu schätzen wüssten. In vieler Hinsicht sei Senator Levin, der im Volksmund bisweilen «Carl Lenin» genannt wird, mit dem neuen Präsidenten wesenverwandt. «Die Schweiz ist ein Symbol für manches, was der Obama-Administration ein Dorn im Auge ist. Tiefe Steuern, Föderalismus, freier Markt, flexible Arbeitsgesetze, freie Wahl der Krankenkasse – ihr Schweizer entspricht ganz klar nicht Obamas Ideal.»

Neulich warb Whittlesey auch an einer der legendären Mittwochssitzungen des konservativen Steuergurus Grover Norquist für die Sache der Schweiz. Sämtliche zweihundert Anwesenden haben ihr applaudiert. Allen voran Norquist selbst. Norquist, Abkömmling schwedischer Einwanderer, ist Präsident der Steuersenkungslobby Americans for Tax Reform. Legendär ist sein Bonmot, der Staat gehöre so stark geschrumpft, dass man «ihn in einer Badewanne ertränken» könnte.

Das sei nun die Quittung für den demokratischen Wahlsieg letzten Herbst, sagt er, auf Levins Tirade gegen den Schweizer Finanzplatz angesprochen. «Levin gebärdet sich wie ein DDR-Grenzwächter, der das freiheitsliebende Volk an der Flucht aus dem Hochsteuerland hindern will.» Überhaupt sei Steuerhinterziehung für die Bevölkerung nicht so relevant, wie Levin behauptete.

Es ist bezeichnend, dass die wenigen Advokaten des Schweizer Bank- und Wirtschaftsplatzes bei der politischen Rechten zu finden sind, in den konservativen Think-Tanks wie

dem Cato Institute und der Heritage Foundation. Oder dem Competitive Enterprise Institute. Dessen Gründer und Präsident, Fred Smith, pflegt enge Beziehungen zur Schweizer Finanz und Wirtschaft. Zappelnd sitzt er an seinem Schreibtisch im 12. Stock an der L Street in Washingtons Nordwesten. Mit weissem Bart und Hosenträgern sieht er aus wie ein Grosswildjäger aus Hemingways «Grünen Hügeln Afrikas». Auf einen Blick wird einem klar, weshalb der *Boston Globe* Smiths Institut als «Washingtons temperamentvollsten Think-Tank» bezeichnet. Gleich zur Begrüssung wedelt er schmunzelnd mit der *Herald Tribune*. «Was ist bloss los mit euch?», ruft er und drückt den Zeigefinger auf ein Bild, das Bundespräsident Merz zeigt, mit ängstlich aufgerissenen Augen, wild gestikulierend. «Da muss ich den Artikel gar nicht erst lesen; wer so dreinschaut, hat schon verloren.»

Wie sollte denn die Schweiz reagieren? Schliesslich hat sich die UBS in ihrem Amerika-Geschäft tatsächlich Inakzeptables geleistet. «Hört auf, euch zu entschuldigen! Ihr müsst nicht dauernd Fehler erklären, sondern die positiven Seiten eures Bankensystems verständlich darlegen.» Das Schweizer Bankensystem habe etwas durchaus Moralisches. «Erwähnen Sie die Menschen in aller Welt, die unter tyrannischen Umständen leben. Ihnen bietet die Schweiz Schutz. Vor Mugabe zum Beispiel. Wäre es gerecht, wenn sich jeder Simbabwer, der ein kleines Vermögen erspart hat, sich vom Tyrannen in Harare ausplündern lassen müsste?» Die Schweiz sei keine Steueroase, sondern eine Rettungsinsel. «Euer Land hilft mehr als manch anderes, dass die Welt freier, fairer und sicherer wird», sagt er wie ein Box-

### Über den Bankenplatz Schweiz und seine Bedeutung herrscht eine schier ungläubliche Unkenntnis.

trainer, der einen angezählten Schützling anfeuert. «Und das Bankenwesen leistet dafür seinen Beitrag, genauso wie das Rote Kreuz.»

Als kleines Land mit einer aktiven Wirtschaft sei die Schweiz exponiert und entsprechend verletzlich. Da müssten Wirtschaft und Politik koordiniert vorgehen und stetig am Image polieren. Wäre in Frankreich Ähnliches geschehen, sähe man Sarkozy auf allen Kanälen. Er sei frustriert über die Schweiz, sagt Smith, denn sie verstehe es nicht, ihre Trümpfe auszuspielen. «Die Schweiz kommt mir vor wie ein Elch, der nachts versteinert auf der Strasse steht und dem herandonnernden Lastwagen in die Scheinwerfer starrt.»

Was ist eigentlich die Strategie der Schweiz? Darüber informiert weder der Botschafter in Washington noch derjenige in New York und auch die Schweizer Regierung nicht. Während US-Beamte Zeitungen und Fernsehen mit In-



«Ihr Schweizer entspricht ganz klar nicht Obamas Ideal»: der Präsident mit Parteikollege Levin.

siderinformationen eindecken, schweigt die offizielle Schweiz zum grössten Debakel seit der Holocaust-Debatte wie ein Grab. Auch auf Nachfrage in den USA ist über offizielle Kanäle nichts zu erfahren. Einer Interview-Anfrage der *Weltwoche* hat der Schweizer Botschafter Urs Ziswiler eine Absage erteilt. Wegen terminlicher Unpässlichkeit. In Diplomatenkreisen wird die Verschwiegenheit als Teil der Strategie verklärt. Es habe keinen Sinn, alles immer kommentieren zu wollen, heisst es inoffiziell. Die Wahrheit dürfte anders lauten: Wer nichts zu sagen weiss, kann nichts kommunizieren.

Interessenvertreter anderer Länder pflegen engen Kontakt zu US-Medien. Gerät ein Land in Misskredit, erkämpft sich dessen Präsident oder Premier einen Platz auf der Meinungsseite der Massenblätter oder einen Auftritt im Fernsehen. Weder Bundespräsident Merz noch Aussenministerin Calmy-Rey haben dieses publikumswirksame Mittel ergriffen.

Demnächst tagt die Finanzkommission des US-Senats. Deren Vorsitzender, Senator Max Baucus, Demokrat aus Montana, bestimmt allein, welches Gesetz im Kongress schliesslich zur Abstimmung kommt. Ihm geht Levins Vorschlag zu weit, und er lancierte einen eigenen Vorschlag, der die Schweiz etwas aus der Schusslinie bringen würde. Baucus zielt nicht auf Länder, ausländische Firmen oder Banken ab, sondern will Vorschriften für US-Steuerzahler verschärfen und der US-Steuerbehörde mehr Vollmachten verleihen.

### Konzentration auf den Kongress

«Die Levin-Show ist vorbei», sind US-Anwälte mit guten Beziehungen zur Schweiz überzeugt. Die Chancen, dass die Levin-Bill in ihrer Urform durch den Kongress komme, sei ge-

ring. Der Widerstand unter gemässigten Politikern wachse. Man begreife, dass Levins drakonisches Gesetz für den US-Finanzplatz letztlich schädlich sein würde.

Der Sturm über dem Atlantik hat sich allerdings nicht gelegt, und die nächste Krise kommt bestimmt. Von einer prospektiven US-Strategie ist die Schweizer Politik und Wirtschaft noch weit entfernt. Wie die aussehen könnte, skizziert Chris Ruddy, bezeichnenderweise wieder ein Amerikaner mit republikanischem Parteibuch. Ruddy ist Gründer und CEO von Newsmax Media mit Sitz in Florida, einem publizistischen Senkrechstarter, dessen Website *Newsmax.com* zu den meistfrequentierten Nachrichten-Sites in den USA zählt. Als Absolvent des Young-Leaders-Programms der American Swiss Foundation pflegt er bis heute enge Beziehungen zur Schweiz.

Er formuliert drei Prinzipien für ein besseres Swiss-Marketing: Erstens solle man sich nicht aufs Weisse Haus konzentrieren, sondern auf den Kongress. Der macht die Gesetze und kontrolliert alle Ausgaben des Präsidenten. Zweitens sollten sich Schweizer Firmen in den politischen Entscheidungsprozess einbringen, ihre Angestellten dazu aufmuntern, politische Aktionskomitees zu gründen, und Kontakte zu politischen Vertretern beider US-Parteien pflegen. Drittens müsste die Schweiz die Tore zu den Think-Tanks öffnen. Dort werden die Ideen entworfen, die in den politischen Alltag Washingtons einfließen. Vielleicht sollte sich die Schweiz sogar überlegen, ein eigenes Institut in Washington zu gründen. Denn in Amerika, mahnt Ruddy, seien Public Relations alles. «Es gibt ein amerikanisches Sprichwort, das man sich merken sollte: Ein Rädchen, das nicht quietscht, wird auch nicht geschmiert.» ○

## Personenkontrolle

### Rechsteiner, Lombardi, Giordano, Schmid & Co.

Letzte Woche stimmte nach dem Nationalrat auch der Ständerat einer «Rehabilitierung» jener Schweizer zu, die unter Verstoß gegen das Militärgesetz auf Seiten der Republikaner im Spanischen Bürgerkrieg kämpften (die *Weltwoche* berichtete). Falls noch ein Beleg vonnöten gewesen wäre, dass es sich hierbei um ein Anliegen der Linken handelte: Der **Rotpunktverlag** – die Farbe ist Programm, ebenso der Sowjetstern im Logo – hat ihn geliefert. Unter dem Motto «Endlich rehabilitiert!» lädt der Verlag zur Vernissage des Buchs «Die Schweizer Spanienfreiwilligen». Es diskutieren: **Paul Rechsteiner** (SP, Gewerkschaftsbund), **Jakob Tanner** (Ex-Bergierkommission) sowie Buchautor **Peter Huber**. Moderation: **Ralph Hug**, Mitautor des Buches und ehemaliger Journalist bei der *Wochezeitung* sowie Redaktor beim Organ des Gewerkschaftsbundes. Ort der Veranstaltung ist das Schulhaus Kanzlei in Zürich – gleichsam das Albigüetli der linken Szene. (gut)

Die Uni Freiburg bietet laut Eigenwerbung ab September die «erste Weiterbildung für Kader islamischer Vereinigungen in der Schweiz» an. Wer den Kurs «Islam, Muslime und Zivilgesellschaft» belegt, kann ein «Zertifikat» erwerben. Angesprochen würden «Muslime in verschiedenen Funktionen oder Berufen wie Imame oder Vereinsvorsteher, die die westliche Gesellschaft besser kennenlernen wollen». Wer sich wundert, dass der Kurs ausgerechnet in Freiburg, dem einstigen Bollwerk der katholischen Intelligenz, stattfindet, verkennt die Zeichen der Zeit. In Freiburg lehrt Sozialanthropologe **Christian Giordano**, der jüngst für Aufsehen sorgte, weil er für die Einführung der Scharia in der Schweiz plädierte. Der Professor ist der Meinung, «dass die Individuen die freie Wahl haben sollten, zu entscheiden, welchen Rechtsmechanismen und dazugehörigen Verfahren sie unterworfen werden möchten». (gut)

Die Schweizer Werbewirtschaft bleibt fest in «schwarzen» Händen. **Carlo Schmid**, Alt-CVP-Ständerat aus Appenzell und Präsident des Verbandes Schweizer Werbung (SW), wird im Mai 2010 nach zehn Jahren harten Kampfes gegen die grassierende Verbotskultur diesen Vorsitz abgeben. Designierter Nachfolger als oberster Werber des Landes ist der Tessiner CVP-Ständerat **Filippo Lombardi**, der sich als aktiver Streiter für Freiheiten aller Art mehrfach profiliert hat. Vor Schmid führte der Zuger **Markus Kündig** den Verband, mit dem Unternehmen als Auftraggeber, Werbeagenturen, Vermittler sowie Medien die zunehmenden Einschränkungen der Reklame und Propaganda bekämpften. Auch Kündig war CVP-Ständerat. (upe)



# Hilflose Kapitalisten

Von Rainer Hank — Weltweit wollen Politiker, frei nach Lenin, den «Kommandohügel» der Wirtschaft zurückerobern. Ihr Hunger nach Macht bringt mehr Protektionismus und weniger Wohlstand.



Neue Macht: Staatschefs Brown, Merkel, Sarkozy.

Die internationale Finanzkrise enthemmt Politiker in aller Welt. Zu Hilfe gerufen von Kapitalisten, die in ihrer Hilflosigkeit den jämmerlichsten Eindruck machen, überbieten sich die Staats- und Regierungschefs mit Rettungspaketen. In Wahrheit sind es gigantische, auf Schulden gründende staatliche Ausgabenprogramme. Mit einem unfassbaren 3,6-Billionen-Dollar-Budget eröffnet US-Präsident Barack Obama seine Regierungszeit. Kein Wunder, dass es auch den Staaten im Rest der Welt auf ein paar Milliarden nicht mehr ankommt.

Den Politikern kommt die Krise gelegen, gerade weil es ihnen leichtfällt, zu versichern, sie hätten den ganzen Schlamassel nicht angeordnet, müssten ihn aber jetzt ausbaden. Ihr Eigeninteresse darf sich kaschieren als salonfähig gewordener Keynesianismus oder als Antwort auf den Hilferuf notleidender Unternehmen wie GM in den USA oder Opel in Deutschland. Allemaal erweckt der teure Interventionismus den Eindruck, gleichsam subsidiär in die Bresche zu springen, weil ehemals starke Banken oder Industrieunternehmen in die Knie gegangen sind. Und dieser Eindruck ist nicht einmal falsch.

Deshalb stehen wir an einem historischen Wendepunkt. Nichts ist für die Staaten der westlichen Welt leichter, als unter dem Deck-

mantel der Hilfeleistung die Spielregeln der Marktwirtschaft neu zu definieren. In der von Angst gezeichneten Gegenwart werden sie dafür von vielen Bürgern sogar Zustimmung erhalten. Ultima Ratio nennen sie die Erlaubnis, die Ratio einer Regel-geleiteten Marktwirtschaft ausser Kraft zu setzen, den Wettbewerb zu domestizieren und im Gestus anmassenden Wissens das Gemeinwohl zu usurpieren. Was Gemeinwohl ist, bleibt unklar. Klar ist nur, dass Gemeinwohl immer dann ist, wenn der Souverän unter Berufung auf die Ultima Ratio die theoretische und die praktische Vernunft ausser Kraft setzt – sozusagen mit Carl Schmitt gegen Immanuel Kant.

Das Rettungsübernahmegesetz – vulgo Enteignungsgesetz –, das in Deutschland derzeit ohne grosse Hürden das parlamentarische Verfahren passiert, bietet dafür beste Anschauungsmöglichkeit. Es sieht vor, dass der Staat Aktionäre enteignen und eine Bank verstaatlichen kann, um dadurch ein «systemrelevantes» Institut zu retten und um zu verhindern, dass die Altaktionäre sich als Trittbrettfahrer an der Krise bereichern können. Dabei wird leicht übersehen, dass es das implizite Erhaltungsversprechen des Bailout selbst war, welches den Altaktionären jene Anreize zu pokern gesetzt hat. Anders gesagt: Der Staatsinterventionismus braucht sich um die

Eigentumsordnung – immerhin eine tragende Säule der Rechtsstaatlichkeit – nicht mehr gross zu scheren, weil er davon ausgeht, dass durch die Krise Eigentumsansprüche ohnehin obsolet geworden sind. Der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück hält es gar nicht mehr für nötig, die Verstaatlichung einer grossen Bank wie der Hypo Real Estate mit der «systemischen» Sicherung der Geldversorgung im Land zu begründen. Er begnügt sich mit dem schieren Machtargument, wonach der Staat bei einer Bank, deren Geschäfte er mit hundert Milliarden Euro garantiert, auch die Kontrolle übernehmen müsse.

## Bürger müssen ihr Eigentum schützen

Das ist der blanke Machiavellismus. Kein Wunder, dass die Politiker ihre neue Macht jetzt dazu nutzen, das Bankgeheimnis zu durchlöchern unter dem Vorwand, Steueroasen trocken zulegen. Als ob der Steuerwettbewerb der Staaten Schuld trage an der Finanzkrise. In Wirklichkeit trägt er dazu bei, einem noch unerschämteren fiskalischen Zugriff des Staates auf das Einkommen seiner Bürger Grenzen zu setzen und ihnen zugleich die Möglichkeit zu geben, ihr Eigentum zu schützen. Der Ökonom Mancur Olson hat den Staat als «stationären Banditen» beschrieben, der, der Mafia nicht unähnlich, aus dem Schutzversprechen für die Untertanen zugleich die Legitimation ihrer Ausplünderung ableitet. In der Krise nutzen die Staaten ihre Chance, als Beschützer gerufen, ihre Macht wieder autoritär zu installieren, deren Disziplinierung sie in Zeiten der Globalisierung offenbar sehr gedemütigt hat.

Nur Verirrte können heute noch auf die Idee kommen, Marktwirtschaft durch Sozialismus ersetzen zu wollen. Doch die westliche Welt ist wie schon einmal in der Weltwirtschaftskrise vor siebzig Jahren dabei, die nicht zu leugnende Instabilität des Kapitalismus zu ersetzen durch eine *mixed economy*, in der die Staaten die «Kommandohügel» (Lenin) zurückerobern. Das könnte man unbesorgter ausprobieren, wüsste man nicht über die Folgen solcher Experimente Bescheid. Phasen offener Märkte sind immer auch Zeiten eines verletzlichen Finanzsystems, wie die amerikanischen Ökonomen Carmen Reinhart und Kenneth Rogoff nachgewiesen haben. Aber es sind zugleich auch immer gute Zeiten, die unter dem Strich Wachstum und Wohlstand befördern. Niemand bestreitet dem Staat das Recht und die Pflicht, Spielregeln zu setzen. Eine «bezähmte Marktwirtschaft» aber unter der Kuratel staatlichen Machtanspruchs wird im Gewande eines alt-neuen Nationalismus und Protektionismus den Wohlstand abwürgen und den Freiheitsraum der Menschen einengen.

Rainer Hank leitet das Wirtschaftsressort der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Er ist Autor von «Der amerikanische Virus. Wie verhindern wir den nächsten Crash?»



**Eleganz offenbart sich in puren Formen.**



**Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.**

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72  
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, Mailand, New York, Paris  
info@usm.com, www.usm.com

**USM**  
Möbelbausysteme



## Eine Schweizer Karriere

Von René Lüchinger — Fritz Gerber, ehemals Lenker zweier Weltkonzerne, wird achtzig. Es ist die einzigartige Karriere eines Managertypus, der heute vom Aussterben bedroht ist.



*Tatendrang und Glück:* Führungspersönlichkeit Gerber.

Als Gerhard Schwarz, meinungsstarker Wirtschaftschef der *Neuen Zürcher Zeitung*, Mitte Monat in einem samstäglichen Aufsatz aus aktuellem Anlass über «Fitz, alte Garden und neue Eliten» räsonierte, gerieten seine Sätze zum Abgesang einer versunkenen Zeit. «Dieser vielgeschmähte Fitz hat aber auch Vorteile», notierte er, «er erlaubt ein fundierteres Urteil über andere und ermöglicht schnelle Informations- und Entscheidungswege.» Und weiter: «Dünn ist die schweizerische Personaldecke für die oberste Führungsebene aber nicht nur wegen der Kleinheit des Landes. Andere Faktoren kommen dazu. So ist die Führung von Grossunternehmen schon normalerweise kein Kinderspiel; in Zeiten wie diesen gibt es jedoch erst recht nur wenige, die dies können.»

Heimatverbundener Fitz, verstanden als gute alte Tugend, gepaart mit Führungskompetenz und abgerundet mit dem süßen Zuckerguss des unternehmerischen Erfolgs – in der Tat existieren hierzulande nicht eben viele, auf welche diese Chiffren zutreffen. Einer, der einem unweigerlich in den Sinn kommt, ist Fritz Gerber, während Jahrzehnten Lenker von gleich zwei Global Players, der Zürich-Versicherungen wie des Pharmamultis Roche, und dieser Fritz Gerber ist gerade achtzig geworden, Vertreter einer Zeit, als «Fitz» noch

kein Schimpfwort war. Geboren in der Peripherie, im knapp 5000 Seelen zählenden «Blumenstädtchen» Huttwil im unteren Emmental, der Vater Johann Friedrich Schreinermeister, Präsident der örtlichen Konsumgenossenschaft und «eventuell in der Gewerkschaft», wie die Basler *OnlineReports.ch* einmal maliziös anmerkte, die Mutter Johanna eine geborene Abplanalp und warmherzig.

Nicht der Humus, auf dem der Fitz kraft der Herkunft gedeihen konnte. Und dennoch sass der 1929 Geborene auf dem Zenit seiner Karriere in Verwaltungsräten wie Nestlé oder der Schweizerischen Kreditanstalt (SKA). Traf dort andere vor dem Krieg Geborene wie Helmut Maucher, Nestlé-Chef, Sohn eines Molkereimeisters, oder Rainer E. Gut, SKA-Chef, Sohn eines Kantonalbank-Direktors. Das war, wenn schon, ein Fitz der Meritokratie, von Männern und kaum Frauen, welche die Schweizer Wirtschaft nach dem Krieg in die globale Umlaufbahn geführt haben.

Fritz Gerber ist ein Gesicht dieser Generation. Einer, der sich von der heimatlichen Scholle hocharbeitete, ohne diese zu verleugnen. Einer, für den die international ausgerichteten Schweizer Konzerne das Tor zur Welt darstellten. Sein Weg führte in typisch schweizerischen Etappen dorthin. Artillerie-Oberst der Schweizer Armee, Fürsprech-Abschluss

an der Uni Bern, Mitarbeiter im Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement, Delegationsmitglied bei den Gatt-Verhandlungen der Schweiz. Und wenn die Sekundarschule in Huttwil zum Klassentreffen aufbot, meldete sich Gerber, wenn abwesend, persönlich ab. Meritokratie auch hier: Wer Gutes tut, fällt auf, lernt Mentoren kennen, die Chancen eröffnen und den Aufstieg ermöglichen. Mit Tatendrang und etwas Glück bis nach ganz oben. 1977 wurde Gerber «Zürich»-Präsident, und als Roche-Hauptaktionär und Dirigent Paul Sacher eine Vakanz an der Spitze seiner Firma aufzufüllen hatte, war es ein Roche-Verwaltungsrat, der den Namen Gerber ins Spiel brachte – zufälligerweise sass dieser auch im Verwaltungsrat der «Zürich». Fitz? Oder zielführende Methode, sich den Headhunter vom Leib zu halten?

### Einzigartige Karriere

Wer einmal so weit ist, trifft in internationalen Bei- und Verwaltungsräten mit etwas Glück noch auf ganz andere Kaliber. Im Falle von Gerber auf Exponenten des internationalen Wirtschaftsestablishments wie den «Weltbankier» David Rockefeller, IBM-Chairman Louis V. Gerstner, den Ex-US-Aussenminister Henry Kissinger oder Ex-Weltbank-Präsident James D. Wolfensohn. Fitz? Oder Ausdruck einer einzigartigen Karriere eines Schweizers, der aus dem Emmental kam?

Roche ist noch heute, zumindest in Teilen, ein Gesamtkunstwerk des Fritz Gerber. Er war es, der im Jahre 1980 eine Zusammenarbeit mit einem Biotech-Unternehmen in South San Francisco namens Genentech initiiert hatte, die sich für das Pharmaunternehmen zu einer wahren Geldmaschine entwickelte und dieser Tage vor der endgültigen Übernahme durch die Basler steht. Auch den Erben der Firmengründer gereichte die Ära Gerber nicht zum Nachteil: Als dieser 1978 in die als «Weltapotheke» gegründete Firma eintrat, betrug die Börsenkapitalisierung 6,3 Milliarden Franken. Zwei Jahrzehnte später waren es 124 Milliarden – knapp zwanzigmal mehr. Das verträgt sich wohl auch mit der Tatsache, dass Gerber zum wohlhabenden und wohl bestbezahlten Manager seiner Generation wurde.

Was bleibt nach achtzig Jahren? Der Eindruck einer einzigartigen Karriere eines Schweizers, der in die Welt hinausging und Chancen nutzte. Und ein Gefühl, dass dieser Schlag des Managers ausstirbt. NZZ-Redaktor Schwarz meint wohl Ähnliches, wenn er schreibt: «Vor allem aber sollte das neue Personal das mitbringen, was eine Elite auszeichnet: Anstand und Moral, Mut und Demut, Verantwortungsgefühl und Gemeinsinn. Man mag die Forderung nach solchen Bürgertugenden als frommen Wunsch ansehen – die Schweiz wird sie auf dem langen Weg aus der Krise dringend benötigen.» ○

# Bannstrahl moralischer Eiferer

Von Silvio Borner — Rauchen? Stromfressende Glühlampen? Gasheizpilze? Alles verbieten. Und wenn nichts mehr erlaubt ist, beerdigen wir die liberale Demokratie. Eine Polemik.

In der Schweiz grassiert eine angeblich populäre Verbotswelle: gegen das Rauchen, Glühlampen, Gasheizpilze oder SUVs – um nur ein paar Beispiele auf einer beliebig verlängerbaren Liste zu nennen. Gemeinsam ist all diesen Kreuzzügen ihre faktische Unwirksamkeit für die anvisierten Ziele wie «Volksgesundheit» oder «Rettung vor dem Klimawandel». Leider bleibt es nicht bei dieser Wirkungslosigkeit für die eigentlichen oder vorgeschobenen Ziele, sondern es treten unbeabsichtigte Konsequenzen auf, die das gesellschaftliche Leben empfindlich verschlechtern.

Beginnen wir beim Rauchen, einem eher nur am Rande interessierenden Problem, wenn wir auf die Kosten für die Allgemeinheit fokussieren. Der Gesamtaufwand für das Gesundheitssystem läuft seit einiger Zeit aus dem Ruder, ohne dass damit eine wirkliche und nachhaltige Verbesserung des Gesundheitszustandes unserer Bevölkerung verbunden wäre. Der steigenden Lebenserwartung stehen längere «Endzeiten» in Abteilungen für chronisch Kranke oder Pflegeheimen gegenüber. Und den nicht zu negierenden Heilungserfolgen beispielsweise bei Krebsleiden stehen zunehmende Ängste aufgrund von Fehl- oder Frühdiagnosen gegenüber, die am tragischen Verlauf wenig ändern. Überspitzt könnte man sagen, der allgegenwärtige Ge-

sundheitswahn mache uns erst recht krank und vor allem unglücklich. Wer hat nicht sein kleineres oder grösseres Leiden und vor allem die beständige Furcht davor?

Raucher sterben früher, sind aber bis kurz vor dem Ableben nicht eindeutig «kränker» als Nichtraucher und funktionieren im Gegensatz zu Alkis oder Junkies eigentlich ganz normal. Unausstehlich werden sie meist nur, wenn sie zwischendurch aufhören und wenn sie wieder anfangen. Zudem bezahlen sie hohe Tabaksteuern in Höhe von 2160 Millionen Franken pro Jahr (2006) und entlasten die AHV durch ihre verkürzte Lebenserwartung. Nichtraucher sterben bekanntlich ebenfalls, aber verursachen in der Phase der Hochbetagtheit sehr hohe Krankheitskosten. Raucher schaden primär sich selbst und bezahlen dafür mit ihrem Geld und ihrem Leben.

Doch dann gibt es ja noch das leidige Passivrauchen. Über dessen effektive Schädlichkeit für die Gesundheit Dritter mag man füglich streiten. Im Vergleich zu allen übrigen Kostenfaktoren im Gesundheitswesen geht es aber nur um die vielzitierten «Erdnüsschen». Passivrauchen kann durchaus lästig sein. Für dieses Problem gibt es bewährte private Lösungen wie die guten alten Raucherabteile in der Bahn, die Fumoirs in Restaurants oder die Raucherecken in Unternehmen. Die Raucher

sind von einer glamourösen Mehrheit zu einer politischen Minderheit geworden, die man ausgrenzt bis zum Gehnichts mehr – ohne Rücksicht auf unerwünschte soziale Folgen. War rauchen früher cool und lässig, so ist es heute Symbol für Dummheit und Rücksichtslosigkeit. Die Stigmatisierung der Raucher als «Schädlinge» ist nur der erste Schritt zu einer weitergehenden Diskriminierung im Berufsleben und vor allem im Gesundheitswesen. Werden sie krank, sind sie selber «schuld», verdienen weder Mitleid noch finanzielle Unterstützung.

## Symbolische Scheinpolitik

Doch freut euch nicht zu früh, siegesgewisse und moralisch triumphierende Rauchverbote. Denn bald kommt ihr als Nächste in den Bannstrahl moralischer Eiferer, weil ihr zu viel Fett oder Zucker esst, zu viel Alkohol konsumiert, zu wenig Sport treibt oder meinetwegen zu spät ins Bett geht. All das wird man bald schon messen und überwachen können. Und zur Diskriminierung einsetzen.

Diese Prognose ist weniger polemisch, als es scheinen mag. Schon macht sich nämlich der Staat auf den Sprung in unsere Wohn- und Schlafzimmer. Wegen der gemütlichen Glühlampen, welche die Welt in die Klimakatastrophe stürzen. Ein Verbot muss her, um den Energiesparlampen zum Durchbruch zu verhelfen. Dies ist aus verschiedenen Gründen lächerlich. Zum einen macht die private Beleuchtung nur einen Bruchteil des Energieverbrauchs aus. Zweitens können die Menschen sehr wohl selber entscheiden, wie viel ihnen das Stromsparen wert ist. Und drittens sind alle Verbrauchsnormen ohnehin überflüssig, wenn wir national den CO<sub>2</sub>-Ausstoss verbindlich begrenzen. Von einer Mischung aus technokratischer Naivität und moralisierendem Sendungsbewusstsein zeugt auch das ausgerechnet von einem jungen ETH-Wissenschaftler im Nationalrat angestrebte Verbot von SUVs. Im Verbund mit dem Neid vieler auf die Karossen der Reichen lassen sich sogar Volksabstimmungen erzwingen.

Zum Schluss komme ich auf meine geliebten Gasheizpilze zu sprechen, die mir sehr warm ans Herz gewachsen sind, weil sie mir als Outdoor-Freak das Draussensitzen im Frühjahr und Herbst bis spät in die Nacht ermöglichen, was erst noch Energie spart, weil die verpönte «Luftheizung» auf der Terrasse, im Wintergarten das Anwerfen der Gebäudeheizung überflüssig macht. Zum Glück stehen meine Giftpilze in Frankreich und sind vor der schweizerischen Heizpilz-Polizei einigermaßen sicher. Gesinnungsgetriebene, rein symbolische Scheinpolitik ist eine der grössten Gefahren für eine liberale Demokratie.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.



Früher cool und lässig: Raucher James Dean im Gespräch mit Ursula Andress.



# Rorschachtest für Kinogänger

Von Thomas Binotto — Zack Snyder will mit «Watchmen» viel: Die Verfilmung eines Kult-Comics, die Intellektualisierung des Superhelden-Genres und einen Action-Knaller. Schafft er das alles?



Unverfilmbarkeit als relative Grösse: Superhelden in «Watchmen».

Seit dem vergangenen Wochenende ist klar: Zack Snyder ist gescheitert. Der Regisseur, bei dem schon der Name nach Comic klingt, war angetreten, dem Massenpublikum eine Comic-Verfilmung mit intellektueller Raffinement anzubieten. Er wollte mit «Watchmen» den Superheldenfilm aus der Popcorn-Ecke holen, so wie Alan Moore und Dave Gibbons mit ihrer Vorlage den Superhelden-Comic aus der Trivial-Ecke geholt hatten. Snyder ist gescheitert, weil ihm die Masse nicht gefolgt ist. Nach einem annehmbaren Start brachen die Besucherzahlen in den USA eine Woche später dramatisch, um 67 Prozent, ein. Damit ist für den 150 Millionen Dollar teuren Film der Flop bereits absehbar.

Dank der 1986/1987 erschienenen Graphic Novel «Watchmen» wurden Comic-Romane von der Literaturkritik – zumindest der angelsächsischen – endlich ernst genommen. Moore und Gibbons war ein seltener Spagat gelungen: Sie lieferten den Abgesang auf ein Genre und gleichzeitig seine Wiedergeburt. Ähnliches hat Sergio Leone mit «Spiel mir das Lied vom Tod» für den Western geschafft.

Die Superhelden in «Watchmen» sind genau genommen jämmerliche Antihelden – und das seit Generationen. Der «Comedian» stillt seine Mordlust in Vietnam. «Silk Spectre» freut sich über den zweifelhaften Nachruhm, in Porno-Comics verewigt zu werden. «Nite Owl II»

ist nur im Superheldenkostüm ein ganzer Kerl. Und über allem schwebt «Dr. Manhattan» als blasiertes Orakel.

Der Comedian wird brutal ermordet, während zwischen den USA und Russland der nukleare Zerstörungskrieg droht. Das ruft die bereits abgehalfterten Helden wieder auf den Plan. Allen voran «Rorschach», dessen Super-eigenschaft in seiner unbändigen Wut besteht. Es geht also um persönliche Rache und die Rettung der Welt.

Wie ein Rorschachtest funktioniert auch «Watchmen». Moore arbeitet mit Auslassungen, Analogien, Zeitsprüngen und assoziativen Übergängen. Fünf Jahrzehnte «Watchmen»-Geschichte werden virtuos durcheinandergewirbelt und neu zusammengesetzt. Der Deutungshoheit des Lesers werden kaum Grenzen gesetzt. Also blättert man nicht selten zurück, auf der Suche nach einem Schlüssel zum Verstehen. Was Moore uns anbietet, ist ein Puzzle, das nie ganz aufgehen wird. Und die dadurch ausgelösten Debatten machen die Lektüre erst recht reizvoll.

Nun hat Zack Snyder nach dem phänomenalen Erfolg mit der Verfilmung von Frank Millers Comic-Roman «300» versucht, den Rorschachtest ins Kino zu übersetzen.

Moore hat «Watchmen» stets als unverfilmbar bezeichnet und sich jeden Kontakt mit Snyder verboten. Sein Argument: Er habe mit

seinem Roman gerade zeigen wollen, was der Comic dem Film voraus habe. Unverfilmbarkeit ist glücklicherweise eine relative Grösse. Es wäre deshalb ein diebisches Vergnügen, könnte Snyder den Dünkel des Kultautors und all seiner pingeligen Fans ad absurdum führen.

## Zu grosse Leinwand

Snyder hat selbst gestanden, dass ihn die kalte Schulter des Meisters mehr verunsichert als befreit hat. Vielleicht hält er sich gerade deshalb sklavisch an die Vorlage. Seine Probleme sind vor allem formaler Natur. Das erste: Im Kino kann man nicht zurückblättern. Moores Verschachtelungen funktionieren nicht mehr so spielerisch leicht wie im Comic. Das zweite Problem: Die Leinwand ist grösser als eine Comic-Seite. Was bei Moore wie leicht dahingeworfen wirkt, kommt im Film bedeutungsschwanger daher. Während Gibbons den klassischen Comic-Stil virtuos beherrscht und unterwandert, verfällt Snyder immer wieder schwülstigem Bombast.

Bei Moore und Gibbons kriegt man den Eindruck, als hätten sie eine Vase zerstört und wieder zusammengefügt, zu einer neuen Form, die aussieht, als sei sie die ursprüngliche. Bei Snyder kommt beim Zusammenbauen nicht jener süffige Superheldenfilm heraus, der die Selbstverständlichkeit eines Originals ausstrahlt – und die Massen begeistert. ○

*jura*<sup>®</sup>  
SWISS + MADE

*If you love coffee*

Roger Federer, langjährige Nummer 1 im Welttennis  
und Gewinner von 13 Grand-Slam-Titeln

**Von der Bohne in die Tasse, auf Knopfdruck  
frisch gemahlen, frisch gebrüht.**

Tennis-Champion Roger Federer mag das Ursprüngliche. Seinen Kaffee genießt er am liebsten aus ganzen Bohnen, auf Knopfdruck frisch gemahlen und genau nach seinem Geschmack gebrüht. Als Espresso, Latte macchiato, Cappuccino, Ristretto, mit seiner JURA IMPRESSA.

JURA Elektroapparate AG, Kaffeeweltstrasse 10,  
4626 Niederbuchsiten, [www.jura.com](http://www.jura.com)







Essay

## «Abstossende Zwerginnen»

Die Nazis waren keine Freunde der Tibeter, und das alte Tibet war zwar eine Feudalgesellschaft, aber eine milde: Was die *Weltwoche* über den Dalai Lama schrieb, ist blanker Unsinn.

Von Klemens Ludwig

**K**aum jemand polarisiert so sehr wie der Dalai Lama. Die einen sehen in ihm den «weisesten Menschen auf Erden», die anderen den Vertreter eines brutalen Feudalsystems, Freund alter Nazis und moderner Terroristen, der nur Binsenweisheiten von sich gibt.

Diese Vorwürfe übernimmt David Signer (*Weltwoche* Nr. 10/2009). Was jedoch als Aufklärung daherkommt, entpuppt sich als vertraute Klischees: Nazi-Expeditionen nach Tibet, geistige Nähe zu einem japanischen Giftgas-Attentäter und keine Distanzierung von einem tyrannischen Feudalsystem. Die Frage drängt sich auf, was ist dran an den Vorbehalten?

Fraglos zählten Nationalsozialisten im Umfeld von Reichsführer SS Heinrich Himmler Tibet zur Basis einer arischen Urkultur. Drei Tibetexpeditionen unter Leitung des Biologen und Zoologen Ernst Schäfer, Universität Göttingen, sollten Kontakte knüpfen, doch offenbar war Schäfers Respekt vor den Abkömmlingen der «arischen Urkultur» nicht sehr gross. Die Sherpas beschrieb er als «anmassendes, niederträchtiges Geschmeiss».

Über eine Begegnung mit Nomadenfrauen erregte er sich: «Abstossenden Zwerginnen ähnlicher als menschlichen Wesen, sind sie das ekelierendste an Weiblichkeit, was ich je zu Gesicht bekommen habe ... Ein wahrer Abschaum der Menschheit!» Insgesamt spielte die Asienbegeisterung innerhalb der SS eine untergeordnete Rolle; nach dem Überfall auf Polen wurde sie gänzlich aufgegeben.

Die Tibeter haben sich für die vermeintliche geistige Verbundenheit ohnehin nie interessiert. Das Gleiche gilt für den Kontakt mit dem japanischen Sektenführer und Giftgas-Attentäter Shoko Asahara. In den achtziger Jahren traf Asahara zweimal mit dem Dalai Lama zusammen; daraus wurde nie ein Geheimnis gemacht. Er hat sich als japanischer Buddhist ausgegeben und damit das Interesse des Dalai Lama geweckt. Der Dalai Lama ging jedoch lange vor den terroristischen Aktivitäten auf Distanz zu Asahara. Wenn er dennoch von einem «Freund» spricht, so ist das für ihn ein extrem dehnbare Begriff.

Auch Signers Kritik an den «Binsenweisheiten» des tibetischen Oberhauptes ist seltsam vertraut. Wenn sich der Dalai Lama darauf beschränken würde, allgemeine Plattitüden von

sich zu geben, wäre die ihm entgegengebrachte Bewunderung in der Tat seltsam. Der Dalai Lama holt jedoch – wie es die moderne Psychologie nennt – die Menschen dort ab, wo sie stehen; und er äussert sich auch zu Themen wie die Evolution, die Relativitätstheorie oder die Quantenphysik. Seit Jahren sucht er zudem den engen Austausch von Naturwissenschaft und Buddhismus. Binsenweisheiten?

Die Behauptung, der Dalai Lama repräsentiere ein altes, tyrannisches Feudalsystem, hält einem sorgfältigen Quellenstudium ebenso wenig stand. Zweifellos war Tibet nie ein theo-



Reformbemühungen: der 14. Dalai Lama.

kratischer Musterstaat. Klöster und Adel besaßen den grössten Teil der landwirtschaftlichen Nutzfläche. Sie hielten viele Bauern in Schuldknechtschaft und übten das Bildungsmonopol aus. Zudem nahmen viele Tibeter Anstoss an der rabiaten Mönchspolizei, die allein ihrem Kloster Rechenschaft schuldig war.

### Hunger und Elend

Dennoch waren die Grundbedürfnisse im alten Tibet gesichert. Das lässt sich anhand nahezu aller unabhängigen Reiseberichte belegen, die es seit dem 17. Jahrhundert gibt. Viele Autoren

waren christliche Missionare, wie António de Andrade oder Johann Grueber. Da die Tibeter sich nicht missionieren lassen wollten, waren die Berichte über das «verstockte Volk» nicht gerade schmeichelhaft, doch von sozialer Verelendung, Hungersnöten, Flucht oder Auswanderung war nirgends die Rede. Hätten die Reisenden dies bemerkt, wäre es überliefert. Berichte über Elend, Verstümmelungen und Grausamkeiten gehen auf chinesische Quellen zurück und dienen dazu, die Annexion zu legitimieren.

Dennoch – das alte Tibet war reformbedürftig. Das sah auch der 13. Dalai Lama. Er beschränkte die Privilegien von Adel und Klerus, straffte die Verwaltung, schuf eine unabhängige Polizeitruppe und richtete Post- sowie Telegrafendienste ein. Zudem verbot er die Todesstrafe, kurbelte mit einer Währungsreform die Wirtschaft an und brach das Bildungsmonopol der Klöster. Sein Biograf, der englische Kolonialbeamte Charles Bell, berichtet lebhaft, wie der 13. Dalai Lama häufig selbst hohe Äbte gemassregelt hat, wenn sie Bauern unrechtmässige Abgaben auferlegt hatten.

Der 1935 geborene 14. Dalai Lama knüpfte an die Reformbemühungen seines Vorgängers an. Er befreite viele Bauern aus der Schuldknechtschaft, indem er per Dekret alle Schulden, die älter als acht Jahre waren, tilgte und bei den jüngeren Landwirten die Zinszahlungen aussetzte.

Viel Zeit blieb ihm jedoch nicht, denn 1950 marschierte die Volksbefreiungsarmee in Tibet ein. Mit den Chinesen kam der Hunger. Die Umstellung auf Weizen statt Gerste und die Kollektivierung der Landwirtschaft ruinierten das Land, wie selbst Parteichef Hu Yaobang bei einem Tibet-Besuch im Mai 1980 feststellen musste. Erst als die Massnahmen rückgängig gemacht wurden, erholte sich Tibet.

Doch selbst wenn das alte Tibet ein grausamer Feudalstaat gewesen wäre, könnte das einen Einmarsch ebenso wenig rechtfertigen wie die feudale Struktur des chinesischen Kaiserreichs die Kanonenbootpolitik der europäischen Kolonialmächte.

Klemens Ludwig ist Autor der Biografie «Dalai Lama – Botschafter des Mitgefühls». Beck-Verlag, 2008

# Mord unter Schwestern

Von Kai Michel — In Ephesos glaubt man das Skelett von Kleopatras Schwester gefunden zu haben, die im Auftrag der Königin ermordet wurde. Die Geschwister sollen afrikanische Wurzeln haben.



Schauermärchen ersten Ranges: die legendäre ägyptische Königin Kleopatra.

Sieger schreiben Geschichte, und kaum ein Opfer betört die Nachwelt mehr als Ägyptens letzte Königin, Kleopatra. Sie gilt, ob in Eselsmilch badend oder in Essig aufgelöste Perlen schlürfend, als Inbegriff der orientalischen Femme fatale – geschwistermordend, männerfressend. In ihr Lotterbett sanken die grössten Römer der Zeit: Julius Cäsar, Marc Anton und – das behauptet seit 2000 Jahren ein hartnäckiges Gerücht – auch Cäsars Feind Pompejus. Einzig Octavian, der spätere Kaiser Augustus, trotzte ihrer Schönheit. In der Seeschlacht von Actium besiegte er die Flotte der Ägypterin und ihres Geliebten Marc Anton. Den beiden blieb der Selbstmord. So weit die Fama.

Augustus' Propagandisten leisteten ganze Arbeit: Aus der Antike überdauerten nur Quellen, die Kleopatra gegenüber negativ eingestellt sind. Am Montag schreibt BBC One den dunklen Mythos fort: «Cleopatra: Portrait of a Killer» heisst eine grossangekündigte Dokumentation. Sie wartet mit einer «Sensation» auf, die weltweit schon durch die Presse geht: All die Bilder, die wir von Kleopatra mit ihrem blütenweissen Teint haben, sind falsch. In den Adern der letzten Pharaonin floss afrikanisches Blut. Statt Elizabeth Taylor sollten wir uns Halle Berry als letzte Pharaonin vorstellen.

Die BBC hat ein Schauermärchen ersten Ranges zu bieten. Ort der Aufführung ist ein

antikes Grab in Ephesos an der Küste Kleinasien; die Hauptrolle spielt ein Skelett ohne Kopf: Kleopatras Schwester Arsinoë. Den oktagonalen Grabbau, der keinen Namen trägt, entdeckte man bereits 1926. Dem Skelett entnahm man den Schädel; er wurde vermessen, ging dann verloren. In den 1990er Jahren untersuchte die österreichische Archäologin Hilke Thür das Grab und kam aufgrund architektonischer Analysen zum Schluss, dass dies die letzte Ruhestätte Arsinoës sei.

## Verschiedene Mütter?

Im Alexandrinischen Krieg, der von 48 bis 47 v. Chr. um den ägyptischen Thron tobte, setzte sich Kleopatra mit der Hilfe Julius Cäsars gegen ihren jüngeren Bruder und Ehemann Ptolemäus XIII. durch. Arsinoë aber wollte sich der älteren Schwester nicht unterwerfen, floh zu den Rebellen und wurde dort zur Königin ausgerufen. Doch ihre Regentschaft war von kurzer Dauer – Julius Cäsar führte Arsinoë als Beute nach Rom und präsentierte sie, in Ketten gelegt, auf seinem Triumphzug.

Da aber erregte sie das Mitgefühl der Römer – und tatsächlich erlaubte Cäsar Arsinoë, nach Ephesos zu gehen und im Tempel der Artemis um Asyl zu nachsuchen. Zu Kleopatras Freude geschah das nicht. Nach Cäsars Ermordung setzte sie alles daran, die Rivalin aus dem Weg

zu räumen. Schliesslich überzeugte sie Marc Anton: Ihre Häscher schleppten Arsinoë gewaltsam aus dem Tempel und brachten sie noch auf den Treppenstufen um.

Nun hat der österreichische Anthropologe Fabian Kanz die Knochen aus Ephesos mittels C14-Methode in die Zeit von 200 bis 20 v. Chr. datiert. Seine Analyse besagt, es handle sich um das Skelett einer Frau von fünfzehn bis siebzehn Jahren. «Wir sollten die These widerlegen, dass es sich um Arsinoë handelt», sagt Kanz. «Das ist uns nicht gelungen.» Dann hat die Anthropologin Caroline Wilkinson auf Basis der alten Messergebnisse das Gesicht rekonstruiert und dabei deutliche Hinweise gefunden, dass ein Elternteil afrikanischen Ursprungs war. Die BBC zitiert die Archäologin Thür dazu: «Dass Arsinoë eine afrikanische Mutter hatte, ist eine Sensation, die neue Aufschlüsse über Kleopatras Familie und das Verhältnis der beiden Schwestern liefert.»

Mary Beard, Professorin für Altphilologie in Cambridge, ist da skeptisch. Sie hält die Zuschreibung des Grabs für gewagt, ebenso die Gesichtsrekonstruktion auf Basis der alten Messungen. Vor allem aber: «Wir haben keinerlei Beweise, dass Arsinoë und Kleopatra die gleiche Mutter hatten.»

Der Zürcher Anatom und Leiter des Swiss Mummy Project Frank Rühli, der Tutanchamun medizinisch begutachtete, ist vorsichtig gegenüber eindeutigen ethnischen Zuordnungen: «Genetische Verwandtschaftsbestimmungen oder auch noch vorhandene Weichteile wären hier hilfreicher.» Und der Kleopatra-Biograf Manfred Clauss, emeritierter Professor für Alte Geschichte, wendet ein: «Es ist schon länger vermutet worden, dass Kleopatras Mutter eine Ägypterin aus einem der Adelsgeschlechter in Memphis gewesen sein könnte», und fügt spöttisch hinzu: «Ist das schon genug afrikanisch?»

Denn die Ptolemäer-Dynastie, der die feindlichen Schwestern entstammen, geht auf einen General Alexanders des Grossen zurück. Fast dreihundert Jahre grenzte sich die griechisch-makedonische Oberschicht von der ägyptischen Unterschicht ab. Erst Kleopatra soll fließend Ägyptisch gesprochen haben. So kam man zur Ägyptischen-Mutter-Hypothese.

Die Cambridge-Professorin Mary Beard winkt ab. Die dunkle Schönheit, die nicht einmal vor dem Schwistermord an heiligem Ort zurückschreckt – das passt ihr alles zu perfekt ins traditionelle Klischee. Und das, schrieb Beard erst im Februar in der *New York Review of Books*, haben Kleopatras Feinde gezeichnet. «Ihnen diente die ägyptische Königin als Sündenbock.» Sie allein soll schuld gewesen sein an der Selbsterfleischung Roms nach der Ermordung Julius Cäsars. Doch das sei Propaganda, sagt Mary Beard, keinesfalls die Wahrheit über eine der faszinierendsten Personen der Weltgeschichte. ○



## Susy Utzinger

**Die Anzahl der Haustiere, die in Heime abgeschoben werden, steigt rapid. Für viele, sagt die Tierexpertin, sind Hund oder Katze nur noch ein modisches Accessoire, das ihnen bald verleidet.**



«Den meisten ist es sehr wurscht»: Tierschützerin Utzinger mit ihrer Heimhündin «Arab».

**In den Heimen des Schweizer Tierschutzes lebten im letzten Jahr rund 18000 ausgesetzte oder abgegebene Tiere – doppelt so viele wie noch vor fünf Jahren. Machen Sie in Ihrer Stiftung ähnliche Erfahrungen?**

Ich bezweifle die Zahlen nicht, wir können das aus unserer Sicht nur bestätigen. Das ist der Schweizer Anstand: Altglas in die Sammelstelle, Altpapier schön bündeln und rausstellen, und wenn das Tier nicht mehr erwünscht ist, ab ins Tierheim.

**Warum wollen viele Leute ihr Haustier loswerden?**

Die meistgenannten Gründe sind plötzliche Allergie, Wohnungswechsel und Auslandsaufenthalt. Die wahren Gründe reichen viel weiter zurück: Die Leute haben sich bei der Anschaffung der Tiere einfach keine Gedanken über die Konsequenzen gemacht.

**In welchem Zustand sind die Tiere, wenn sie abgegeben werden?**

Meist nicht in einem guten. Jemand, der entscheidet, sein Tier wegzugeben, kümmert sich von dem Moment an bis zur Abschiebung kaum mehr darum. Die meisten Tiere kommen ungeimpft, sind verfilzt, ungepflegt, haben Parasiten. Die Besitzer gutgepflegter Tiere sind meist die, die einen wirklich triftigen Grund haben, zum Beispiel, dass sie eine für das Tier nötige Operation nicht bezahlen können.

**Haben die Leute ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihr Tier ins Heim abschieben?**

Den meisten ist es sehr wurscht. Ich bin froh, dass ich nicht mehr so oft am Empfang des Tierheims Pfötli stehen muss. Manche sagen, sie geben uns das Tier gratis, obwohl es ja einmal etwas gekostet habe. Oder sie bringen uns ein bewegungsloses Karnickel

und staunen, wenn man sagt, es habe ein gebrochenes Becken.

**Werden Sie dann nicht wütend?**

Doch, darum bin ich für den Empfang nicht geeignet. Dabei müsste ich froh sein, dass sie das Tier nicht aussetzen, sondern wenigstens ins Heim bringen. Nie vergessen werde ich ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das mit Meerschweinchen kam. Die Eltern hatten ihr vor den Ferien aufgetragen, die Tiere im Wald freizulassen. Sie kam stattdessen zu uns, weil sie das nicht richtig fand.

**Wie erklären Sie sich die zunehmende Gleichgültigkeit Haustieren gegenüber?**

Für viele sind Tiere Accessoires geworden. Sie überlegen sich wesentlich mehr vor dem Kauf eines Autos oder einer Waschmaschine als vor der Anschaffung eines Lebewesens. Manche kommen an den Schalter und sagen, sie wollen einen Hund oder eine Katze. Mit anderen Worten: Sie wollen einfach shoppen. Überlegt haben sie sich nichts.

**Gibt es Tiere, die in sind?**

Ja, vor allem nach Fernsehserien oder Filmen. Mit «Kommissar Rex» stieg die Nachfrage nach Schäferhunden. Paris Hilton machte Chihuahuas populär, die sind klein und passen in die teuren Frauenhandtaschen. Aber in Hundekursen sieht man kaum Chihuahuas. Diese Leute haben nicht das Gefühl, man müsse Tiere etwas lehren.

**Welche Heimtiere ausser den gerade angesagten finden am ehesten einen Platz?**

Neben den rassereinen erstaunlicherweise die lädierten, einäugigen, die mit dem halben Schwanz. Sie scheinen den Beschützerinstinkt zu wecken, über den wir natürlich froh sind. Am längsten bei uns bleiben die normalen, freundlichen, unauffälligen Tiere.

**Können Sie sich erklären, wieso mehr Tiere gequält werden als früher?**

Ich weiss nicht, ob die Tierquälerei angestiegen ist oder die Sensibilität dafür. Vielleicht kann man das auch positiv bewerten: Die Leute wollen etwas unternehmen, wenn sie Tierquälerei beobachten. Wir haben eine Broschüre zu dem Thema herausgegeben, die reissenden Absatz findet.

**Der Schweizer Tierschutz klagt, dass es vor allem am Vollzug hapert, obwohl Tierquälerei ein Offizialdelikt ist. Brauchen wir für jeden Kanton einen Tierschutzanwalt, wie es die STS-Initiative fordert?**

Die Sache steht und fällt in jedem Kanton mit dem Personal des Veterinäramtes. Wenn da nur ein oder zwei Beamte sind, bringt es wenig, wenn ein Anwalt Hunderte von Fällen herankarrt. Ich bin dann dafür, wenn auch der Vollzug gewährleistet ist.

Susy Utzinger ist Geschäftsführerin der Susy-Utzinger-Stiftung für Tierschutz und Stiftungsratspräsidentin des Tierheims Pfötli. [www.tierrettungsdienst.ch](http://www.tierrettungsdienst.ch)  
Die Fragen stellte Beatrice Schlag.



# Innovative Kreditkarte schützt Flussdelfine

Coop engagiert sich seit Jahren aktiv für die Umwelt; jetzt auch mit der Coop Verde American Express.



Foto: KEYSTONE/Barbara Walton

Noch wenige Flussdelfine tummeln sich im Mekong.

Innovation und Nachhaltigkeit gehören bei Coop eng zusammen. Denn für ein wirksames Engagement für Nachhaltigkeit, Ökologie und Ethik und zur Lösung der grossen Umweltherausforderungen braucht es immer wieder neue Ideen; wie z.B. die Coop Verde American Express, bei der ein Teil des Umsatzes an nachhaltige Projekte geht.



Wasser ist überlebenswichtig, denn wo kein Wasser ist, ist auch kein Leben. Wasser ist die Grundlage für das Wachstum von Pflanzen, für das Gedeihen von Tieren und für ein lebenswertes Klima. Und nur zu oft steht die Erde zwischen zu viel und zu wenig Wasser: wenn Dürren die Ernte zerstören oder Hochwasser Leben und Besitz bedroht.

In den letzten 40 Jahren wurde weltweit mehr als die Hälfte aller natürlichen Gewässer zerstört. Sauberes Wasser wird zunehmend ein knappes Gut. Mit Wasserprojekten können wir schon heute etwas tun, um die drohende globale Katastrophe abzuwenden – und gleichzeitig den natürlichen Lebensraum aussterbender Tierarten wie die Flussdelfine schützen.



«Unser Engagement für Nachhaltigkeit, Ökologie und Ethik wird laufend weiter ausgebaut. Mit kreativen Ideen, wie z.B. der neuen Coop Verde Kreditkarte, können wir einen weiteren Beitrag an nachhaltige Projekte zum Schutz unseres Lebensraums leisten.»

Jürg Peritz, Leiter Marketing und Beschaffung Coop

## Wasserprojekte mit WWF Schweiz

Wegen seiner Bedeutung für eine nachhaltige Entwicklung der Erde hat Coop als thematischen Rahmen für die Unterstützung nachhaltiger Projekte mit der Verdecard das Thema Wasser gewählt und arbeitet in einer ersten Phase mit dem WWF Schweiz als bewährtem Partner zusammen.

Doris Calegari, Manager Internationale Programme Asien beim WWF Schweiz, erklärt: «Die Erhaltung des

natürlichen Wasserkreislaufs und der Schutz der weltweiten Wasserreserven gehören zu den grossen Herausforderungen der Menschheit».



## Flussdelfine im Mekong schützen

Flussdelfine gehören zu den am stärksten bedrohten Säugetierarten der Erde, denn intensive Fischerei, zunehmender Schiffsverkehr und die wachsende Umweltverschmutzung gefährden ihre Lebensräume. Deshalb engagiert sich der WWF im Mekong schon seit längerem für den Schutz der Irawadi-Flussdelfine. Dieses Projekt wird nun durch Beiträge von der Coop Verde American Express mitfinanziert. Alle Massnahmen, die Flussdelfine zu schützen, tragen auch dazu bei, die Wasserqualität zu verbessern und das Einkommen der lokalen Bevölkerung zu steigern.



## Die Vorteile der Coop Verde American Express®:

**Jeder Beitrag unterstützt.**  
0,5% des Umsatzes\* fließen in nachhaltige Projekte; zusätzlich für jede bis zum 31.12.2009 neu ausgestellte Hauptkarte CHF 20.–. Und das ohne zusätzliche Kosten für die Inhaber der Verdecard.

**Bargeldlos bezahlen im In- und Ausland.**  
Die Verdecard wird bei Coop und weltweit, wo das American Express Logo steht, akzeptiert.

**Superpunkte sammeln.**  
Jede Verdecard ist auch eine vollwertige Supercard. Mit Superpunkten können Sie die nachhaltigen Projekte zusätzlich unterstützen.

**Gut versichert.**  
Bezahlen Sie bargeldlos mit der Verdecard und Sie sind gut versichert – auf Reisen und beim Einkaufen.\*\*

**Gut gerüstet.**  
Die Verdecard ist eine Chip & PIN Karte. Dadurch wird das Zahlen mit Kreditkarte noch einfacher und sicherer.

**Weniger Papier.**  
Die Verdecard kommuniziert wenn immer möglich elektronisch. Auf Wunsch kann auch die Abrechnung papierlos erfolgen.

**Datenschutz garantiert.**  
Das Datenschutzgesetz und strenge interne Richtlinien schützen die Privatsphäre der Verdecard-Inhaber.

Informieren Sie sich noch heute unter [www.coop.ch/verdecard](http://www.coop.ch/verdecard) oder via Antragsformular in Ihrer Coop-Verkaufsstelle

Coop Verde American Express® issued by Credit Suisse AG, processing services provided by Swisscard AECS AG. \* Ausgenommen Gebühren, Zinsen, Bargeldbezüge, Rückstellungen und Ausstände. \*\* Die genauen Bestimmungen (inkl. Versicherungssummen und Haftungsausschlüsse) entnehmen Sie bitte den vollständigen Versicherungsbedingungen, die Sie unter [www.coop.ch/verdecard](http://www.coop.ch/verdecard) einsehen oder bei Swisscard AECS AG anfordern können.



Mörgeli

## Aargauer Kripo-Therapeuten

Von Christoph Mörgeli

Das Sozialarbeiter wie Sozialarbeiter reden, kann man nachvollziehen. Doch wenn bereits Polizeibeamte wie Therapeuten zu schwatzen beginnen, dann läuft etwas schief im Schweizer Justizwesen. Gegenüber dem *Sonntagsblick* erzählte der Aargauer Kripo-Chef Urs Winzenried über seine Eindrücke nach der ersten Einvernahme von Lucies Mörder. Der junge Mann habe nicht unsympathisch gewirkt. Auf jede Frage ruhig geantwortet. Locker und spontan formuliert. «Diese Haltung machte sein Motiv, zu töten, um wieder in den geschützten Raum des Strafvollzugs zu kommen, sehr glaubhaft.» Um sein Motiv besonders «glaubhaft» zu machen, schlug Daniel H. das Mädchen zuerst mit einer Eisenstange halbtot. Weil sie noch lebte, schlitze er ihre Kehle mit dem Messer durch.

Muss sich der höchste Aargauer Polizist über die möglichen Motive eines Gewalttäters auslassen? Und sich dabei aufführen wie ein Sozialtherapeut? Und völlig unkritisch die Position des Mörders wiedergeben? Und dem geständigen Täter noch mehrmals Glaubwürdigkeit bescheinigen? Als ob er ein intimer Familienfreund wäre? Der 25-jährige Daniel H. habe nichts beschönigen wollen, so Winzenried. «Auf mich wirkte er glaubwürdig.» Und ja, es sei «glaubhaft» gewesen, dass der junge Mann keine sexuellen Hintergedanken gehabt habe. Wie eben auch sein Motiv «glaubhaft» war: Töten, um zurück in den Knast zu kommen. «Dort kümmern sie sich um dich.»

Winzenried kommandiert seit dreissig Jahren die Aargauer Kriminalpolizei. Seine Aufgabe ist es, Mörder zu fassen. Und nicht Täterverstehler zu sein. Oder Psychologe zu spielen. Oder zu reden, als würde er sich in einer Selbsterfahrungsgruppe befinden. Aber es passt. So wie der oberste Gockel kräht, piepsen auch die Küken. Wenn schon der Chef seine Innerlichkeitsprosa von sich gibt, dann tun es auch die Untergebenen. Wie etwa die Bewährungshelferin des späteren Mörders.

Von dieser Bewährungshelferin erfahren wir über die Medien, dass es ihr nicht gutgehe. Sie sei «psychisch demoralisiert» und in «schlechter Verfassung». Man hat die Frau deswegen beurlaubt. Einen Tag vor dem Mord kam Daniel H. zu spät zum Vorstellungsgespräch für einen eventuellen Drogenentzug. Es wurde ein neuer Termin vereinbart. Auf eine Woche später. Mindestens sechs Tage zu spät für das 16-jährige Au-pair-Mädchen Lucie Trezzini.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

## (S)panische Schweiz

Von Peter Bodenmann — Statt konkurrenzfähige Technologie zu fördern, subventioniert die Regierung Solaranlagen von gestern.



Kalifornien Europas: Solarpark bei Sevilla.

Soll die Schweiz im Ausland Strom produzieren, oder würde dies wirtschaftlich zu viele Risiken mit sich bringen? Tatsache ist: Die Schweiz produziert seit Jahrzehnten Atomstrom in Frankreich. Dieser wird mittels Wasserkraft veredelt. Und höchst erfolg- und ertragsreich vermarktet. Es gibt keinen Grund dieses Geschäftsmodell aufzugeben.

Wie viel kostet Strom aus neuen Atom- oder Gaskraftwerken? Der Preis liegt bereits heute bei 10 Rappen pro Kilowattstunde. Niemand geht im Ernst davon aus, dass der Gestehungspreis unter diese Grenze sinken wird. Wie viel bezahlt die Schweiz jenen, die Solarstrom produzieren? Wer sich 2010 in der Schweiz Sonnenpanels aufs Hausdach schrauben lässt, erhält während 25 Jahren pro Kilowattstunde nicht weniger als 69 Rappen. Viel, zu viel Geld.

Dabei produzieren die amerikanischen Firmen *Sunpower* und *First Solar* mittels Dünnschichtzellen längst Sonnenstrom zu konkurrenzfähigen Preisen. *Sunpower* liefert ab Herbst 2009 die Kilowattstunde Solarstrom an die *Southern California Edison* für sensationelle 11,4 Rappen. *First Solar* kann neu – wegen der noch günstigeren Kostenstrukturen – die Kilowattstunde sogar für 8.85 Rappen liefern.

Gibt es in der Schweiz Hersteller, die mit *Sunpower* und *First Solar* im Dünnschichtbereich mithalten können? Wenn *Oerlikon Solar* eine grosse Fabrik im Gigawatt-Bereich bauen könnte, würde die Schweiz ebenso günstig pro-

duzieren. Gibt es in Europa vergleichbar sonnige und damit ertragreiche Gebiete wie in Kalifornien? Spanien ist das Kalifornien Europas. Und auch die Schweizer Alpen sind mit einer Einstrahlung von bis zu 1600 Kilowattstunden pro Quadratmeter nicht zu verachten.

Warum lösen die Schweizer Stromproduzenten die Atomkraftwerke in Frankreich nicht durch Solarkraftwerke in Spanien ab?

Warum verlieren die Schweizer Stromproduzenten ihr Geld lieber an den Börsen, anstatt eine Dünnschichtzellen-Fabrik zu bauen und vertikal integriert in Spanien Solarkraftwerke aufzustellen? Genau so, wie sie einst die Grande Dixence bauten?

Warum fliegt Moritz Leuenberger nicht nach Kalifornien, um sich von den Managern der *Southern California Edison* vor Ort erklären zu lassen, wie man Solarstrom günstiger als Atomstrom produziert?

Drei Fragen ohne Antworten. Stattdessen immer neue Angstkampagnen in Sachen Stromlücken. Mit einer guten Industriepolitik hätten Doris Leuthard und Moritz Leuenberger mit und aus *Oerlikon Solar* die Weltmarktführerin in Sachen Dünnschichttechnologie machen können. Stattdessen werden uns die Amerikaner und Chinesen um die Ohren fahren.

Vielleicht sind wir wirklich kopflose Indianer.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# We are the Champions

Von Kurt W. Zimmermann — Armin Walpen will wieder mehr Geld für die SRG. Wir liefern ihm die Argumente dafür.

Das Ritual ist immer dasselbe. Etwa acht-zehn Monate vor der nächsten Gebührenerhöhung kündigt SRG-Chef Armin Walpen die nächste Gebührenerhöhung an. Dann gibt es ein bisschen politisches und mediales Tam-tam, dann verliert man das Interesse, dann kommt die nächste Gebührenerhöhung.

Wir nehmen das Thema gerne zum Anlass, einmal eine nüchterne Leistungsbilanz unseres Fernsehens zu ziehen. Hat die SRG mehr Geld verdient?

Damit die TV-Bilanz aussagekräftig wird, braucht es einen internationalen Vergleich. Betrachten wir also einmal, wie sich in Europa die Marktanteile der öffentlich-rechtlichen Sender seit dem Jahr 2000 entwickelt haben. Die Zahlen stammen von der European Broadcasting Union.

Sender	Marktanteil	Marktanteil
	2000	2007
Frankreich (France 2/3)	38,9	32,2
Italien (RAI 1/2/3)	47,4	41,8
Deutschland (ARD/ZDF)	27,6	26,3
Österreich (ORF 1/2)	56,5	43,1
Spanien (La 1/La 2)	32,4	21,8
England (BBC 1/2, ITV)	37,9	30,6
Holland (Niederland 1/2/3)	39,0	31,3
Schweden (SVT1/2)	43,2	31,5
Dänemark (TV 2, DR 1/2)	69,0	64,5
Schweiz (SF 1/2)	32,5	32,3

Walpen und seine TV-Direktorin Ingrid Deltenre sind Europameister. In keinem anderen Land haben sich die Staatssender ähnlich gut gehalten wie in der Schweiz. Wenn wir das neue Angebot SF Info mit seinem aktuellen Marktanteil von 1,4 Prozent einrechnen, dann haben die SRG-Kanäle insgesamt sogar dazu gewonnen.

Anderorts ist der Einbruch dramatisch. Mit Ausnahme von Deutschland fällt der Service public beim Publikum zunehmend durch. Besonders augenfällig ist die Entwicklung in Grossbritannien, dem Mutterland der öffentlich-rechtlichen Rundumversorgung. Die vier *public networks* BBC 1, BBC 2, ITV und Channel 4 hatten im Jahre 2000 zusammen noch einen sagenhaften Marktanteil von 77,5 Prozent. Derzeit kommen sie gerade noch auf 58,3 Prozent. Auch andere jahrzehntealte Institutionen wie Italiens RAI und Österreichs ORF sackten ab.

Es gibt drei Gründe für den Erfolg der Schweizer, einen politischen, einen programmatischen, einen finanziellen. Politisch setzte



Ewiger Refrain: SRG-Chef Walpen.

die SRG mit einem geschickten Lobbying durch, dass die private Konkurrenz in der Schweiz praktisch verunmöglicht wurde. Für die SRG-Sender gibt es keine Beschränkung der Werbezeit, anders als etwa für ARD und ZDF, die nach 20 Uhr werbefrei sein müssen. Dadurch haben es Privatsender enorm schwer, finanziell gegen den Koloss SRG anzukommen.

## Öffentlich-rechtlicher Boulevard

Auch inhaltlich ist Leutschenbach ein Sonderfall. Kein anderer öffentlicher Sendechef, ausser im ORF, programmiert derart aggressiv wie Ingrid Deltenre. Von «Music Star» und «Miss Schweiz» bis zu «Deal or No Deal» und «Dr. House» bieten die SF-Kanäle haufenweise Formate an, die andernorts den Privaten vorbehalten sind. Das hat schon unter Deltenres Vorgänger Peter Schellenberg eingesetzt, dem Erfinder des öffentlich-rechtlichen Boulevardfernsehens. Die TV-Direktorin und der SRG-Chef haben dieses Konzept dann konsequent weiterentwickelt.

Der dritte Grund für den Erfolg ist banal. Die SRG musste noch nie richtig sparen. Gebührengeld für die Programme ist im Überfluss vorhanden.

Es ist klar, es sind erfolgreiche Programme. Das Schweizer Fernsehen ist der erfolgreichste Service public dieses Kontinents. Ebenso klar ist, dass es das nicht gratis gibt.

## «Proaktive» Selbstkapitulation

Von Peter Keller

In Zeiten von Krise, Verunsicherung und Ohnmacht ist das Bedürfnis nach Tatkraft besonders gross. Wo Bedürfnisse sind, reagiert der Markt. Das ist nicht nur bei Bananen und Pauschalferien so. Was uns der Markt ebenfalls lehrt: Wenn Bedürfnisse nicht direkt gestillt werden können, müssen Ersatzbefriedigungen her. Wo also Tatkraft zwar gefordert wird, aber nicht geliefert werden kann, schlägt die Stunde der Schaumschläger. Und Schaumschlägerinnen. Mit der Vokabel «proaktiv» wird die eigene Ratlosigkeit derzeit besonders proaktiv überspielt.

Es gehe nun darum, formulierte Thomas «Task Force» Borer im Februar, eine «proaktive Strategie» für den Schweizer Bankenplatz zu entwickeln. Wer hätte ihm widersprechen mögen? Ebenfalls Ende Februar meinte CVP-Fraktionschef Urs Schwaller mit Blick auf das Treffen der G-20 in London, die Schweiz müsse «proaktive Lösungen» für eine stärkere Kontrolle der Finanzmärkte anbieten.

Wenn es um «proaktive Lösungen» im Sinne einer Selbstkapitulation geht, ist die Schweizer Sozialdemokratie sofort zur Stelle. Die SP forderte im Februar nicht nur den «Rückzug aus dem Bankgeheimnis». Der Bundesrat solle gleich noch «proaktiv» den automatischen Informationsaustausch anstreben. Damit wäre der gläserne Bankkunde endgültig geschaffen. Die SP als Speerspitze des Steuerstaates denkt allerdings schon proaktiv weiter: Auch die Pauschalbesteuerung für Ausländer lasse sich nicht mehr halten. Es stünde deshalb der Schweiz gut an, in dieser Frage ebenso «proaktiv zu handeln», bevor der Druck aus dem Ausland unerträglich werde.

Es lohnt sich, diesen SP-Ansatz weiterzudenken. Warum richtet die Schweiz nicht gleich ein Sammelkonto ein, von welchem sich steuerhungrige, ausländische Staatsregierungen direkt bedienen könnten? So liesse sich die Zahl der Erpressungen zweifellos «proaktiv» senken.

Am 1. März erklärte schliesslich Aussenministerin Micheline Calmy-Rey, der Bundesrat habe nun eine «proaktive Strategie» gewählt: «Wir werden analysieren, wie wir den Finanzplatz Schweiz am besten stärken können.» Was dabei herauskam, verkündete Bundespräsident Hans-Rudolf Merz zwölf Tage später: Die Regierung knickte ein und schaffte das Bankgeheimnis propassiv ab.

### Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)



## Leserbriefe

### «Man müsste Verbesserungen beim Übergang vom Jugendstrafrecht zum Strafrecht für Erwachsene machen.» Margret Aeschlimann

#### Zum Ersttäter zurückgestuft

Nr. 11 – «Risikofaktor Gerichtspsychiatrie»; Alex Baur und Peter Holenstein über die Verantwortung der Psychiatrie

Es scheint mir doch sehr plakativ, der Gerichtspsychiatrie und damit der Begutachtung von Straftätern allgemein ein Versagen vorzuwerfen, werden die Gutachten doch wenn immer möglich von ausgewiesenen forensischen Gutachtern gemacht. Das können Fachleute aus der Psychiatrie, aber auch aus der Rechtspsychologie sein. Nicht nachvollziehbar ist für mich, dass Daniel H. eine sadistische Sexattacke plante. Das Gutachten für Daniel H. erwähnte das nicht. Auch beim Austritt aus dem Massnahmenzentrum, wo er die letzten Jahre verbrachte, konnte das nicht nachgewiesen werden. Nicht erwähnt wird, dass bei jungen Erwachsenen eine Risikoeinschätzung nicht für viele Jahre gemacht werden kann, sondern dass regelmässig neue Begutachtungen gemacht werden müssen, insbesondere wenn Sucht- oder Gewaltprobleme vorhanden sind. Was man sich überlegen müsste, sind Verbesserungen des Strafrechts, insbesondere beim Übergang vom Jugendstrafrecht zum Strafrecht für Erwachsene – klare Aufträge durch das jeweils zuständige Gericht an die beteiligten Akteure.

Margret Aeschlimann,  
Fachpsychologin für Kinder- und Jugendpsychologie und Rechtspsychologie, Liebefeld

Ernst Deubelbeiss wurde rückfällig, zwar nicht mit einem erneuten Mord, aber mit einem Raubüberfall. Diese Tatsache kam damals praktisch nur durch Zufall zutage, da er die Straftat unter seiner neuen Identität beging, die ihm im Rahmen der «Resozialisierung» gewährt worden war. Dank einer amtlich bewilligten neuen Identität wird unter Umständen ein Wiederholungstäter zum Ersttäter zurückgestuft, der auf ein vermindertes Strafmass Anspruch hat. Peter Schwob, Stallikon

#### Unsinnig gefütterte Söhnchen

Nr. 11 – «Diktat der Waage»; Kai Michel über männliche Fettleibigkeit

Die differenzierte Auseinandersetzung mit dem Übergewicht der Männer ist wichtig und lobenswert. Es handelt sich um ein grosses Problem, das ich als Arzt täglich bei meiner Ar-

**«Für Ihre Karriere halte ich gerne den Kopf hin.»**

Dr. Markus R. Neuhaus, dipl. Steuerexperte,  
CEO, PricewaterhouseCoopers, Zürich

Markus R. Neuhaus geb. 1958 | schrieb 30 Jahre später seine Dissertation «Die Besteuerung des Aktienwertes» und wurde 1990 dipl. Steuerexperte | Lehrbeauftragter für Steuerrecht an der Universität St. Gallen und für Corporate Finance an der ETH Zürich | Mitglied des Vorstandes und Präsident der Fachgruppe Steuern der Treuhänder-Kammer | Er ist im Vorstand der economiesuisse und arbeitet im Advisory Council von AIESEC Schweiz | heute ist er CEO von PricewaterhouseCoopers | Er heiratete 1986 seine Frau Barbara und ist mittlerweile Vater von vier Töchtern zwischen 13 und 21 Jahren |

**Steuerberatung: Wo Karrieren ihren Anfang nehmen. [www.treuhand-kammer.ch](http://www.treuhand-kammer.ch)**

beit antreffe. Die daraus entstehenden Kosten würde ich auf einiges mehr als drei Milliarden Franken schätzen. Der Umschwung kann meines Erachtens nur geschehen, wenn das Irrbild des «stattlichen Mannes» als Ideal verschwindet und Mütter damit aufhören, ihre Söhnchen unsinnig zu füttern. Von den Folgen des falschen Mannsbildes profitieren ganze Heerscharen von Industrien: die Lebensmittelindustrie, die Gesundheits- und Pharmaindustrie, die aus diesen Perversionen Krankheitsbilder ableitet, die gar keine sind

(z. B. erhöhte Fett- und Blutzuckerwerte und erhöhter Blutdruck). Es ist nicht verwunderlich, dass keine Änderung in Sicht ist, gehören doch die Medikamente zur Behandlung dieser «Krankheiten» zu den weltweiten Blockbustern. Das Problem wäre an sich einfach lösbar: Verbannung einiger weniger Elemente von der Speisekarte und Veränderung der Lebensgewohnheiten mit einer täglichen körperlichen Aktivität von dreissig Minuten. Doch da scheint eine Mutation eines Gens entgegenzuwirken, das ich «Faule-Ausrede-Gen» nennen möchte. Hans Rudolf Leimgruber, Lugano

Weswegen sollten wir uns Sorgen machen um unsere dicken Bäume? Hilfe kommt bald. So wie sich das Schweizervolk von der Bundespropaganda an der Nase herumführen lässt vor den Abstimmungen oder unser benebelter Bundesrat für uns entscheidet, werden wir bald nicht mehr so viel Geld ausgeben für Nahrungsmittel. Mir kommen da der Verlust des Bankgeheimnisses, der Verlust der Golddeckung unserer Währung, der bewilligte Griff der EU in unsere Staatskasse, die Personenfreizügigkeit mit Ländern niedriger persönlicher und politischer Reife, der weitverbreitete Missbrauch von Sozialgeldern in unsern Grossstädten und die wuchernde Bürokratie in den Sinn. Wir werden froh sein um unsere dicken Bäume, denn die Dünnen verhungern zuerst.

Dr. Andreas Kurt Richter, Bad Ragaz

#### Für Spanien Grosses geleistet

Nr. 11 – «Wem die Stunde schlägt»; Philipp Gut über Schweizer Spanienkämpfer

Francisco Franco war ein Diktator – das ist unbestritten. Er hat aber für Spanien Grosses geleistet und ein wirtschaftlich rückständiges Land erstarkt in die Demokratie geführt. Er hat verhindert, dass vor siebzig Jahren Europa in die bolschewistische Zange genommen wurde. Wo sind die Historiker in unserem Parlament bzw. in der Bundesverwaltung (zwecks Beratung des Bundesrates), die es nicht zulassen, dass nur die Schweizer Spanienfreiwilligen auf der linken und nicht auch diejenigen auf der rechten Seite rehabilitiert werden? Will man heute wirklich nichts wissen von den Morden an Hunderten von Liberalen und an Tausenden politischer Häftlinge, von der Zerstörung von über 400 Kirchen, von der enormen Aufrüstung der spanischen Kommunisten durch die

Sowjetunion im Vorfeld des «Alzamiento» am 17. 7. 1936? *Jürg Gerster, Küssnacht*

Besten Dank für diesen breitfassten Artikel über den Spanischen Bürgerkrieg im Allgemeinen und die Schweizer Spanienkämpfer im Besonderen. Seit Jahren vertrete ich diese Sicht der Dinge, stosse aber oft auf Unverständnis, weil die meisten Leute die rote Wahrheit dieses Bürgerkrieges nicht sehen oder nicht sehen wollen. Bei einem Sieg der «Republikaner» wäre Spanien ein sowjetischer Satellitenstaat geworden, wie 25 Jahre später Kuba. Die Gräueltaten der beiden Kriegsparteien seien damit aber nicht beschönigt. Immerhin hat Franco das Land stabilisiert und in eine Demokratie überführt. Leider will offenbar die Mehrheit unserer Parlamentarier diese Tatsachen nicht sehen. Sind sie auf dem linken Auge so blind? *Fridolin Schlittler, Wädenswil*

#### Vom Saulus zum Paulus

Nr. 11 – «Kuschel-Offensive»; *Andreas Güntert und Karin Kofler über das Image von Lidl*

Die Wandlung Lidls vom Saulus zum Paulus ist ein Schritt in die richtige Richtung. Sie zeigt, dass die breite Öffentlichkeit gegenüber internationalen Konzernen weitaus mächtiger ist, als es gerne behauptet wird. Denn je grösser ein Unternehmen wird, desto mehr zählt auch sein Image. Die Schweizer Verbraucher sollten deshalb den deutschen Discounter nicht nur an seinen Preisen messen, sondern an Attributen wie Mitarbeiterumgang, lokalen Produkten und Qualität. Dies hat bereits in Skandinavien zu guten Ergebnissen geführt. *Rasmus Ph. Helt, Hamburg (Deutschland)*

#### Alles nur Bluff

Nr. 11 – «Steueroasen in Delaware»/«Hälfte des heutigen Niveaus»; *Peter Hossli und Claude Baumann über den Finanzplatz*

Das Ausland lacht. Keine schwarze Liste der OECD, alles nur Bluff. Bundesrätin Doris Leuthard ist zwar im OECD-Ministerrat Vize-

präsidentin, doch sie wusste nichts über dieses Spiel und wurde kalt übergangen. Vor der Schweiz hat man keinen Respekt. Die Schweizer sind laut Peer Steinbrück die Indianer, die Deutschen die Kavallerie. Die Parallele zur amerikanischen Geschichte: Die Kavallerie vernichtet die Indianer. Der Ton Steinbrücks erinnert an vergangene Brandreden. Hans-Rudolf Merz aber ist kein Indianer und noch viel weniger ein Indianerhäuptling, sonst hätten er und seine Kollegen im Bundesrat mehr Standfestigkeit. Der Spott ist gross, der Schaden auch. Man sucht Anlehnung an die grossen doppelzüngigen Spieler im Ausland und ist schon glücklich, wenn man einem Gordon Brown die Hand drücken darf. Grossbritannien hat sich seine Pfründen in Guernsey und Jersey gesichert, vom Finanzplatz Schweiz wird nicht mehr viel Konkurrenz zu befürchten sein. Delaware in den USA wird seine Vorteile nun ebenfalls unbehelligt ausspielen können. Wahrlich, das Schweizervolk hätte eine bessere Regierung verdient. Aber das Parlament hat in der Schönwetterlage anders entschieden. Die Mingers und Guisans, die der Schweiz Mut und Stolz während des Zweiten Weltkrieges vermittelten, fehlen heute.

*René Kaufmann, Grindelwald*

Da die Welt momentan in einer schweren Rezession steckt und niemand überflüssiges Geld hat, fragt man sich, wo man denn am schnellsten Geld herholen könnte. Nun vergleicht der deutsche Finanzminister Peer Steinbrück die Schweiz mit einem Indianerstamm und betitelt die EU mit den Vereinigten Staaten als Kavallerie. Unter anderem sagte er, dass man die Schweiz mit der Peitsche erziehen sollte. Welch eine Arroganz! Denn wer ist an der Finanzkrise schuld? Es ist genau diese Kavallerie. Statt diesen enormen Druck, der auf der Schweiz lastet, mit Gegendruck auszugleichen, kommen wir der EU immer mehr entgegen. Auch wenn wir jetzt noch mehr nachgeben, bin ich überzeugt, dass es bis zur nächsten Forderung nicht lange dauert. Und diese Forderung könnte die endgültige Aufhebung des Bankgeheimnisses sein. Wo ist der Stolz und der Verteidigungswille der Eidgenossen geblieben? *Robin Spiri, Schönenberg*

#### Systemrelevante Steinaxt

Nr. 11 – «Ötzi und die Systemrelevanz»; *Peter Keller über Sprachforschung*

Peter Keller stellt die Frage, was Ötzi als systemrelevant betrachtet hätte. Seine Steinaxt? Der «Mann aus dem Eis» lebte zwar vor 5300 Jahren in der Jungsteinzeit – in seinem Besitz war aber ein Kupferbeil mit Knieholmschäftung aus Eibenholz. Nur ein Detail; aber aus Sicht eines Archäologen durchaus «systemrelevant». *Urs Leuzinger, Museum für Archäologie des Kantons Thurgau, Frauenfeld*

#### Willfährigkeit und Duckmäsertum

Nr. 11 – «Vom Maoisten zum Moralisten»/«Nächster Blattschuss»; *Kolumnen von Christoph Mörgeli und Peter Bodenmann*

Die Kommentatoren Christoph Mörgeli und Peter Bodenmann nehmen beide kein Blatt vor den Mund und wagen es, dazu etwas zu sagen, wo andere betreten schweigen. Ihre Kritik trifft ins Schwarze. Willfährigkeit und Duckmäsertum sind die neuen Schweizer Tugenden – der Rechtsstaat wird ausgehebelt, es braucht dazu nur ein bisschen Druck aus dem Heimatland der Finanzkrise. Der Tragödienstadl in Bundesbern erweist sich als unfähig, die anstehenden Probleme zu lösen.

*Alois Amrein, Rottenschwil*

#### Weltwoche allgemein

Wegen solcher Artikel wie des letzten «Editorials» («Enthüllungen», Nr. 11/09) von Roger Köppel ist die *Weltwoche* das beste Printmedium der Schweiz. Die *Weltwoche* präsentiert Leadership, Strategie und Vision. Souverän auch Köppels Interview in der *Sonntagszeitung* vom 15. März 2009. Mein Abonnement ist somit gut investiertes Geld. Bitte weiter so und danke. *Rob Meyer, Biel*

Da es in der Schweiz bei links ausgerichteten Journalisten anscheinend üblich ist, einander abzuschreiben, entstand in der Schweiz ein Wust von linken Postillen, aus denen die *Weltwoche* noch als einziges seriöses Blatt herauslugt. Und die Themen behandelt, die in anderen Blättern totgeschwiegen werden oder gemäss deren Sichtweise keine sind.

*André Toelle, Winterthur*

#### Korrigendum

Im Artikel «Steueroasen in Delaware» in der *Weltwoche* Nr. 11/09 (Seite 22) hat sich ein Fehler eingeschlichen. Der amerikanische Bundesstaat Delaware liegt an der Delaware Bay und nicht an der Chesapeake Bay. *Die Redaktion*

#### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)





# Lobbyisten suchen Lobbyisten

Die Schar der Lobbyisten im Bundeshaus weibelt derzeit am eifrigsten in eigener Sache. Denn vielen Einflüsterern droht die Verbannung aus dem Tempel der Macht. Die Verhältnisse sind chaotisch geworden. *Von Urs Paul Engeler*



*Anwaltsgeheimnis:* Ständerat Schweiger.

Während vier mal drei Wochen ist das Bundeshaus ein Taubenschlag. Steht eine Abstimmung an, fliegen die Räte an ihre Sitze im Saal; nach dem Entscheid schwirren sie wieder aus zu den Journalisten, Lobbyisten, Beratern, Funktionären, Beeinflussern, die in den Vorräumen auf sie einreden. Die Pharma ist da, die Migros auch, das Gewerbe, die Gewerkschaften, Umweltschützer, Pfarrer, Bauern, Transporteure und Fischer. Der Kampf um Meinungen und Stimmen wird intensiver von Jahr zu Jahr.

Die billigste und effizienteste Methode, sich im Bundeshaus Stimme, Gehör und Einfluss zu sichern, ist noch immer die, sich einen Parlamentarier zu kaufen, ganz aktuell zum Beispiel den Berner Ständerat Werner Luginbühl oder den Zuger CVP-Ständerat Peter Bieri oder den Luzerner Ständerat Konrad Graber. Luginbühl wurde 2007 mit massiver Hilfe der SVP in die Kleine Kammer gewählt, wechselte 2008 zur BDP, glitt so rasch in politisch-wirtschaftliches Niemandsland ab und vertrat nur noch eine Fondation Johanna Dürmüller-Bol und eine Stiftung Schloss Oberhofen. Gerettet hat ihn die Berner Mobiliar-Versicherung, die Luginbühl im Februar mit einem 80-Prozent-Pensum als Leiter der Abteilung Public Affairs unter Vertrag nahm und ihn mit der «Beziehungspflege des Unternehmens zu Politik und Verbänden» betraute, also zu ihrem Chef-Lob-

byisten machte. Seither spricht Luginbühl nicht mehr für die Partei, die ihn gewählt hat (SVP), und kaum mehr für den Kanton, dessen Sitz er hält, sondern, den schönen Lohn rechtfertigend, für «die Nummer 1 der Schweiz für Haushalt-, Betriebs- und Risiko-Lebens-Versicherungen». In Luginbühls Karteikarte auf [www.parlament.ch](http://www.parlament.ch) taucht die lukrative Anbindung (noch) nicht auf.

Peter Bieri war hauptamtlich Lehrer an der Zuger landwirtschaftlichen Schule Schluechthof mit der Spezialdomäne «Fütterung», als er in den Ständerat gewählt wurde. Nun ist der CVPLer erster Lobbyist für die SBB und den öffentlichen Verkehr. In einer überfallartigen Aktion hat er Mitte Dezember den bisher seriösen Informationsdienst für den öffentlichen Verkehr (Litra), den er präsidiert, zu einem aggressiven PR-Instrument für die Bahnen und die Bahnbauer umfunktioniert. Für seine neue Rolle als Interessenvertreter lässt er sich jährlich mit 140 000 Franken schmieren; die Hälfte wird als Lohn deklariert, der Rest als übrige Aufwendungen, zum Beispiel für ein häusliches Büro und andere «Spesen». 120 000 Franken an diesen Lobbyisten-Job steuern die SBB und die Postauto AG bei, was zumindest dem Sinn der Unvereinbarkeitsregel (Parlamentarier dürfen sich nicht von Bundesbetrieben aushalten lassen) widerspricht. Die Parlamentsdienste tole-



*Zeit und Kraft:* Ständerat Graber.

rieren den kleinen Skandal. Das Bahngeld ist also gut angelegt: Bieri kann seine parteiliche Schienenpolitik als Präsident der Verkehrskommission in Bern ungeniert umsetzen.

Der Luzerner CVP-Mann Konrad Graber wird am 20. Mai zum Präsidenten des Verwaltungsrats der Emmi-Gruppe gewählt, des führenden Milchverarbeiters der Schweiz. Daneben findet der Wirtschaftsprüfer noch Zeit und Kraft, für die Luzerner Verkehrsbetriebe, die Krankenversicherer Intras und CSS und andere Aktiengesellschaften zu weibeln. So türmen sich bei den meisten Volks- und Standesvertretern die Aufträge, die einen sichtbar ausgewiesen im Register der Interessenbindungen, viele andere gelten aber als rein berufliche Mandate, die hinter dem Anwaltsgeheimnis versteckt bleiben. Die meisten Mandate laufen bei alten Hasen wie Rolf Schweiger (FDP, ZG) oder Bruno Frick (CVP, SZ) zusammen; aber auch Neulinge wie Doris Fiala (FDP, ZH) werden umgehend mit Verpflichtungen eingedeckt (Kunststoffverband). Mehrfach beobachtete Folge dieser Verzahnung ist, dass alle grossen Verbände und Branchen – von den Bauern über die Arbeitgeber bis zu den Gewerkschaften und NGOs – stets direkt und frühzeitig aus vertraulichen Kommissionssitzungen mit den relevanten Informationen versorgt werden.

## Es regiert das Durcheinander

Neben Direktinterventionen haben die 246 Parlamentarier das Recht, je zwei Personen als «Götti» oder als «Gotte» oder als persönliche Gäste zu bezeichnen. Diese «Patenkinder» geniessen während der Sessionen freien Zugang zum Bundeshaus und können jederzeit mit jedem Abgeordneten Kontakt aufnehmen. Derzeit sind 365 solcher Freikarten im Umlauf. Die Analyse der (nur unter Aufsicht) einsehbaren, aber nicht offiziell publizierten Lobbyisten-Liste – die aktuelle Übersicht ist exklusiv unter [weltwoche.ch/wandelhalle](http://weltwoche.ch/wandelhalle) abrufbar – zeigt, dass immerhin 35 Deputierte keine Freipässe verteilen. Während Linke und Grüne ihr Kontingent fast vollständig ausschöpfen, verzichten 12 SVPLer, 8 CVPLer und 7 FDPLer auf ständige Besucher. Rund 60 Inhaber eines Bundeshaus-GA sind Familienmitglieder oder (mit 30 000 Steuerfranken entlohnte) persönliche Mitarbeiter. Die restlichen 300 agieren als Lobbyisten, Verbands- und Firmenvertreter, Parteileute oder Seelsorger (6 an der Zahl). Zahlreich vertreten sind das Gewerbe mit fast 30 Zutrittsausweisen, Arbeitgeber und der Wirtschafts-

dachverband Economiesuisse (rund 20), die Gewerkschaften (rund 20), die Umweltschützer (26), andere NGOs von Amnesty International bis Stop Suicide (35) und die Bauernfunktionäre (11). Stattliche Abordnungen stellen weiter die Banken und Versicherungen (12), Kantone, Städte und Gemeinden (10), der Gesundheitssektor (18) und die Verkehrs- und Telekombranche (15). Auch die Gastronomie ist präsent.

Über 50 dieser ständigen Trabanten der Parlamentarier sind PR- und/oder Kommunikationsberater, die diskret Aufträge ausführen oder aber solche suchen, im Fachjargon «New Business» genannt. Sie sind, wie die Branche feststellt, privilegiert, denn der ungehinderte



**Lukrative Anbindung:** Ständerat Luginbühl.

Zugang zum Zentrum der Macht gilt als grosser Wettbewerbsvorteil. Die offene Tür zur Wandelhalle und zu anderen Vorzimmern wird darum zum Politikum. In einer vertraulichen Aktion bereitet die Schweizerische Public-Affairs-Gesellschaft (SPAG), die gegen 200 Mitglieder vertritt, die offizielle «Akkreditierung von Lobbyisten im Bundeshaus» vor. Der Vorstoss der Branche zielt auf die Aufwertung und Anerkennung des noch immer mit viel Argwohn bedachten Berufs des Bearbeiters und Argumentelieferanten, aber auch auf Chancengleichheit und Transparenz. Der Kampf um die Brotkörbe wird intensiver.

Tatsächlich regiert das Durcheinander. Nicht nur gewählte Abgeordnete und deren bevorzugte Gäste bemühen sich, den Gang der Beratungen und Entscheidungsprozesse in die gewünschte Richtung zu lenken. Auch ehemalige Parlamentarier haben einen lebenslang gültigen Freipass in den Tempel der Macht. Und viele nutzen dieses Vorrecht nicht nur zur nostalgischen Pflege alter Bekanntschaften, son-

dern zur gezielten Intervention. So tauchen regelmässig Leute mit wichtigen Mandaten auf: Gerold Bührer (FDP, SH) etwa, heute Präsident des Wirtschaftsdachverbandes Economiesuisse, oder Regina Ammann, 1999 ein knappes Jahr für den Landesring im Rat, heute Leiterin des Berner Büros von Economiesuisse, oder Paul Kurrus, 2003 als Baselbieter FDP-Nationalrat abgewählt, aber noch immer unterwegs für die Interessen der Aviatik. Auch dem routinierten Betrachter bleibt da oft verborgen, wer in welcher Sache durch die Gänge huscht.

Nicht unwesentlich zur Unübersichtlichkeit trägt die Gruppe der Scheinjournalisten bei. Wer den ehemaligen Bundeshausredaktor des *Tages-Anzeigers* Bruno Vanoni als «Lobbyisten» begrüsst, weil er seit gut einem Jahr die (jeweils 50 Millionen Franken teuren) Anliegen des Fonds Landschaft Schweiz (FLS) vertritt, wird korrigiert: «Ich bin Journalist!» In der Tat verfügt dieser Lobbyist nicht nur über einen Journalisten-Badge, sondern überdies über ein exklusives Fach im Medienhaus. Diese Sonderbehandlung teilt er mit mehreren Interessenvertretern, die für Verbände oder Firmen arbeiten und längst nicht mehr als unabhängige Medienleute für Zeitungen, Radios und TV-Stationen berichten. Parteien, Economiesuisse, Gewerbeverband, Gewerkschaften, Bauernverband, Pressure-Groups für den öffentlichen Verkehr oder für die Elektrizitätswirtschaft und andere: Sie alle beschäftigen Lobbyisten, die als akkreditierte Journalisten getarnt sind.



**Neue Rolle:** Ständerat Bieri.

Seit eineinhalb Jahren widerspricht diese schlampige Praxis der Verordnung über die Zulassung von (hauptberuflichen) Medienleuten «zum Zweck der Information» zum Parlamentsgebäude. Dort heisst es eindeutig:

«Nicht als journalistische Tätigkeiten gelten Verbandsarbeit, PR- und Werbetätigkeiten.» Auf Ende März will die Bundeskanzlei – auf Druck des Bundesrats, wie kolportiert wird – diesem Passus Nachachtung verschaffen und den Pseudojournalisten, deren Zahl auf 150 bis



**Alte Hasen:** Ständerat Frick.

200 geschätzt wird, die bisherige Akkreditierung entziehen. Laute Proteste und Rekurse sind programmiert – und zum Teil verständlich. Denn als Alternative verbleibt allein der Run auf die letzten der 127 «Götti»-Pässe.

Was der Lobbyist soll und darf im Bundeshaus, bleibt auch nach dieser Säuberung unklar. Die Forderung der SPAG nach freiem Zugang für alle Berufslobbyisten weckt, bevor sie überhaupt lanciert ist, Abwehrreflexe. So schreiben die Berufsbeeinflusser in einer vorbereiteten und bereits fixfertig formulierten parlamentarischen Initiative: «Die Bedeutung verantwortungsvollen, professionellen Lobbyings im Bundeshaus hat zugenommen. Die Parlamentarierinnen und Parlamentarier sind bei komplexen Sachfragen auf externen Rat und Sachverstand angewiesen.» Genau gegen diese Tatsache kämpfen ebendiese Räte an. Die hochoffizielle Zulassung der PR-Zunft könnte den Eindruck verstärken, dass das Parlament als Marionette von Strippenziehern agiert. Das zweite Motiv ist pekuniär und handfester: Jeder Lobbyist von aussen ist ein Konkurrent für die vielen Lobbyisten in den Ratssälen.

Und so suchen die externen Lobbyisten noch immer einen internen Lobbyisten, der die Initiative für den freien Zutritt ins Bundeshaus als «seinen eigenen» Antrag einreicht.

#### **Im Internet**

Die Gästeliste der Parlamentarier auf [www.weltwoche.ch/wandelhalle](http://www.weltwoche.ch/wandelhalle)



# Das Constantin-Prinzip

Der Präsident des FC Sion ist die umstrittenste und schillerndste Figur im Schweizer Fussball. Fünfzehn Trainer hat er entlassen, mit der Liga liegt er im ständigen Streit. Für die *Weltwoche* legt der erfolgreiche Unternehmer exklusiv seine Führungs- und Lebensprinzipien dar. *Von Christian Constantin*



«Nichts als Arbeit, ehrliche, harte Arbeit»: Christian Constantin, Architekt und Präsident des FC Sion.

**1 — Du musst eine Persönlichkeit sein.** Du musst ein richtiger Kerl sein, einen Charakter haben. Ich bin in den Walliser Bergen aufgewachsen und habe von klein auf mitbekommen, was es wirklich braucht im Leben. Ich habe viel von meinem Vater gelernt und in jeder freien Minute in seinem Bauunternehmen gearbeitet. Dort war ich ständig umgeben von hart schuftenden Saisoniers aus Italien. Das hat mich beeindruckt und geprägt. Noch mehr geprägt hat mich aber der Tod meiner Mutter. Als ich sieben Jahre alt war, ist sie krank geworden und sechs Jahre später gestorben. Ich musste sehr stark sein, um diesen schweren Verlust zu verkraften. Das war schwierig, aber es hat mich geformt. Viele Aspekte einer Persönlichkeit hängen natürlich auch von der Natur ab, wie du auftrittst, sprichst, ausschaust, wirkst. Da habe ich wohl einfach Glück gehabt.

**2 — Übernimm Verantwortung.** Verantwortung verschafft Befriedigung und einen Sinn im Leben. Schon als Schüler war ich beim Fussball immer der Kapitän. Mit 22 Jahren habe ich mein eigenes Architekturbüro gegründet. Ich war ein junger Mann mit eigenen Zielen und Vorstellungen, die ich verwirklichen wollte. Seither habe ich unzählige Erfahrungen gemacht, weil ich immer nur auf mich alleine gestellt war. Ich bin der Chef und trage die Verantwortung, egal, ob der FC Sion absteigt oder eines meiner Häuser einstürzt. Um das zu vermeiden, habe ich immer viel gearbeitet. Berühmt werden wollte ich allerdings nie. Viele junge Leute verwechseln das heute. Sie wollen berühmt werden, aber nicht arbeiten. Ich habe mein ganzes Leben lang hart gearbeitet. Jetzt bin ich fünfzig Jahre alt, habe viel Geld verdient und könnte die nächsten fünfzig Jahre für mich arbeiten lassen. Das will ich aber nicht.

Ich habe ein interessantes und bewegendes Leben, kenne viele Leute, werde respektiert, habe Feinde ebenso wie Fans. Ich werde weitermachen wie bisher.

**3 — Finde die richtige Frau.** Meine Frau ist der Chef. Sie redet bei allen wichtigen Entscheidungen mit – manchmal sogar auch, wenn es um Fussball geht. Frauen spielen im Leben eines jeden Mannes eine wichtige Rolle. Das sagt mir jeder, den ich kenne, wenn auch manchmal nur hinter vorgehaltener Hand. Finde also eine Frau, die intuitiv ist, intelligent, mutig, ausdauernd und zuverlässig. Und wenn sie dann noch hübsch ist, ist sie perfekt.

**4 — Das Prinzip Arbeit.** Es braucht keine Prinzipien, um erfolgreich und glücklich zu sein. Was dich und deine Anliegen vorwärtsbringt, ist nichts als Arbeit, ehrliche, harte Arbeit.

**5 — Ignoriere Kritik.** Kritik ist mir vollkommen egal. Wenn mich die Fans kritisieren und meinen Rauswurf verlangen, ist das ihr gutes Recht. Ebenso ist es aber mein Recht als Präsident, beim nächsten Spiel die Fantribüne zu sperren. Zeitungen lese ich sowieso nicht. Wenn du gewinnst, feiern sie dich, und wenn du verlierst, bist du der Buhmann. Mir muss aber niemand etwas vormachen. Ich arbeite nicht für mein Image. Viel schlimmer als mein angeblich schlechter Ruf wäre doch, wenn ich allen gefallen wollte. Hier im Wallis gibt es viele Leute, die reden, als kämen sie aus Paris. Sie fühlen sich dadurch wahrscheinlich nobler und gescheiter. Das ist doch lächerlich. Wenn es eine Person auf der ganzen Welt gibt, der ich gefallen muss, dann bin das ich. Ich bin intelligent und stark genug. Ich kenne mich mit Siegen aus genauso wie mit Niederlagen. Ich weiss, wie Männer funktionieren und wie Frauen ticken. Du musst ein Ziel haben und deinen Weg gehen. Manchmal geht's bergauf, dann wieder bergab. So ist das Leben.

**6 — Treibe Sport, nimm keine Drogen.** Ich stehe morgens um sechs Uhr auf und treibe mindestens eine Stunde lang Sport. Darum bin ich mit fünfzig Jahren auch so fit. Schon als Kind drehte sich bei mir alles um den Fussball. Vergangene Woche traf ich meinen ehemaligen Deutschlehrer. Er konnte sich sehr gut an mich erinnern, weil ich ständig nur Sport im Kopf hatte. Kein Wunder, spreche ich überhaupt kein Deutsch. Aber immerhin habe ich nichts Dümmeres gemacht, wie viele andere in diesem Alter. Die haben Drogen genommen, Gras, LSD, einige meiner alten Freunde sind wegen Heroinmissbrauchs gestorben. Ich habe nie geraucht und mein Leben lang nie Drogen genommen. Natürlich habe ich damals auch Jimi Hendrix gehört oder Deep Purple oder diesen Jamaikaner mit den langen Rastahaaren. Fasziniert hat mich das allerdings nie. Meine Leidenschaft war der Sport. Das hat sich ausbezahlt. Wer damals Sport machte, hat es zu etwas gebracht. Wer Drogen nahm, von denen habe ich nie mehr etwas gehört.

**7 — Konzentriere dich auf das Wesentliche.** 99 Prozent der Informationen, die heutzutage verbreitet werden, sind absolut nutzlos. Früher war das noch anders. Bis das Fernsehen aufkam, gehörte im Wallis der Frühlingsanfang zu den Top News. Dann kam die Ermordung von Kennedy, Martin Luther King oder die Mondlandung. Das waren noch Ereignisse. Vor allem aber ist das nutzlose Zeug in unserer heutigen Informationsgesellschaft fast immer negativ. Diese konzentrierte Negativität mit den Katastrophenmeldungen aus der ganzen Welt, die uns hier eigentlich überhaupt nicht betreffen, kann die menschliche Psyche doch kaum aushalten. Versuche, dich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Reduziere kom-

plexe Informationen auf das Einfache, auf das, was wichtig ist für dich. Der Rest macht nur krank und behindert dich in deiner natürlichen Entwicklung.

**8 — Überzeuge die Menschen.** Suche dir deine Mitstreiter richtig aus und forme sie. Auch die besten wissen oft nicht alleine, was zu tun ist. Man muss in ihre Köpfe eindringen und sie

---

**«Finde eine Frau, die intuitiv ist, intelligent, mutig, ausdauernd und zuverlässig.»**

---

impfen mit dem Gen des eigenen Anliegens. Du musst ihre Leidenschaft wecken, sie müssen beeindruckt sein von dir. Du musst Vorbild sein und das Gesagte vorleben, damit die anderen es ebenso gut nachmachen können. Das habe ich von meinem Vater gelernt. Viele junge Architekten bewerben sich bei mir, haben ein Fachstudium gemacht und kennen viele Theorien. Richtig gearbeitet haben sie aber noch nie. Dafür bin ich dann zuständig. Ich fordere sie, gehe auf sie ein, wecke ihre Leidenschaft und ihren Eifer, damit sie mir folgen können. Ähnlich verhält es sich im Fussball. Dort arbeite ich viel mit Ausländern aus Afrika oder Osteuropa. Die spielen für ein oder zwei Saisons beim FC Sion, wollen viel Geld verdienen und in ihr Nationalteam kommen. Eine richtige Beziehung zum Klub haben sie aber nicht. Wenn sie dann noch zu Bequemlichkeit und Überheblichkeit neigen, wie das viele Fussballer tun, brauchen sie einen Chef, der sie antreibt und Befehle gibt. Und das bin ich.

**9 — Belohne dich und deine Mitarbeiter.** Ich habe mit meinen Mitarbeitern ein sehr gutes Verhältnis. Auch wenn das viele nicht glauben: Ich bin ein ruhiger und ausgeglichener Mensch. Natürlich kann ich impulsiv werden, zum Beispiel, wenn der Schiedsrichter schlecht pfeift. Ich erwarte halt immer von allen das Beste – bin aber auch bereit, etwas zu geben. Ich überrasche meine Mitarbeiter regelmässig mit einem Ausflug nach Zermatt, St. Moritz oder Courchevel. Und mir selber kaufe ich jedes Jahr den neuesten Ferrari.

**10 — Lerne aus Fehlern.** Nichts bringt dich weiter im Leben als die eigene Erfahrung. Ich arbeite viel und mache Dinge, die andere nie wagen würden. Und wer viel wagt, macht auch viele Fehler. Das ist ja klar. Auch mit dem FC Sion habe ich einiges falsch gemacht. Wahrscheinlich hätte ich Jean-Paul Brigger, den ersten der fünfzehn Trainer, die ich als Präsident entlassen habe, behalten sollen. Ich habe halt meinen eigenen Kopf, will immer nur das Beste, bin sehr tapfer und gebe nie auf. Vielleicht bin ich aber manchmal zu intolerant, das kann schon sein. Vielleicht sollte ich gelegentlich

mehr auf andere Meinungen hören, ich geb's ja zu. Immerhin bin ich aber immer direkt und ehrlich. Wenn ich einen Fehler gemacht habe, stehe ich dazu. Nie im Leben könnte ich wie ein Politiker die Verantwortung auf andere schieben. Wenn ich mit meinem Ferrari zwanzig Stundenkilometer zu schnell gefahren bin, dann bezahle ich die Busse, ohne zu reklamieren, da kannst du jeden Walliser Polizisten fragen. Ebenso viel lerne ich aber aus den Fehlern der anderen. Wenn dir die Leute vertrauen, erzählen sie dir ihre Erfahrungen. Daraus lerne ich und kann es vermeiden, die gleichen Fehler genauso zu machen. Ein schlechtes Beispiel ist momentan unser Bundesrat. Eine einzige Katastrophe. Machedas Gegenteil, und du machst es richtig. Kürzlich traf ich in St. Moritz einen EU-Kommissär. Der hat sich kaputtgelacht über uns. Kaum würde die EU ein bisschen vorlaut werden, gingen wir in die Knie, sagte er. Wir sind viel zu wenig kämpferisch und sind bequem geworden. Die Schweiz ist ein kleines Land und muss ihre Interessen rigide verteidigen. Früher haben wir es noch geschafft, die Nazis an der Grenze aufzuhalten. Heute ist die Schweiz ein Käse voller Löcher. Das habe ich neulich auch meinem Freund Pascal Couchepin gesagt.

**11 — Höre auf deine Mitmenschen.** Ich bin kein Alleinherrscher, wie mir das viele immer unterstellen. Die beste Idee gewinnt. Da kannst du meine Mitarbeiter fragen: Alle dürfen und müssen sogar ihre Ideen einbringen. Es gibt keine Meinung, die es nicht wert ist, angehört zu werden. Als Chef muss man seinen Leuten das Gefühl geben, mitgestalten zu können. Ansonsten verkümmern sie, verfallen in Routine und verlieren ihre Inspiration. Jeder muss aber wissen, dass letztlich ich es bin, der sagt, ob die Idee gut ist oder Blödsinn. Darum müssen mich meine Angestellten auch respektieren. Ich weiss schon, dass ich einigen Leuten auch Angst mache. Ich fördere das nicht, will es aber auch nicht verhindern. Das gehört zu meiner Persönlichkeit.

**12 — Glaube an dich.** Die grösste Voraussetzung zum Glück und Erfolg ist das Selbstvertrauen. Die einzige Person, der du hundertprozentig vertrauen musst, bist du selbst. Wenn du das nicht mehr kannst, bist du tot. Das ist wie im Tierreich bei einem Löwen. Wenn er sein Territorium nicht mehr zu verteidigen weiss, kannst du ihn töten. Du musst an dich glauben, auch wenn es schlecht läuft. Erfolg ist fragil. Wer sich ausruht, bekommt das schnell zu spüren. Darum gibt es für mich keine einzelnen Erfolgserlebnisse. Erfolg gehabt hat man vielleicht am Ende des Lebens, wenn man zurückschaut, wenn alles vorbei ist, aber trotzdem etwas bestehen bleibt.

Aufgezeichnet von **Andreas Kunz**



# Der mit dem Schlafzimerblick

Zwei Mal sagte er ab. Am Ende übernahm er trotzdem. Der neue UBS-Chef Oswald Grübel wird von Legenden umrankt. Eine Aura der Unbesiegbarkeit umgibt den schnörkellosen 65-Jährigen. Warum steigt er nochmals in den Ring? Was treibt ihn an? Was sagen seine Weggefährten? *Von Carmen Gasser*

Sein letzter Satz als nebenamtlicher Autor war prophetisch: «Wir sollten die Gans am Leben erhalten», schrieb Oswald J. Grübel in seiner letzten *Bilanz*-Kolumne, «auch wenn sie zurzeit keine goldenen Eier legt.» Als der Beitrag gedruckt wurde, hatte sich Grübel bereits wieder vom Journalismus in die Bankpraxis zurückbewegt und den Job als CEO der kriselnden UBS angenommen.

Seine Berufung löste überwiegend Euphorie und ein paar vereinzelte Zweifel aus. Das Comeback des legendären Erfolgsbankers wurde als mutige Überraschungstat gewertet. Man rätselte über die Motive des Jungrentners, der sich zuletzt vor allem auf Golfplätzen betätigt hatte. Wie würde sich der als Schnellentscheider bekannte Chef mit dem hochpolitisierten UBS-Umfeld anfreunden? Ist er trotz früheren Meriten beim Lokalkonkurrenten Credit Suisse für die Aufgabe überhaupt geeignet? Grübels Kritiker beklagten, hier trete ein Dinosaurier in die Arena, ein Vertreter jener Finanzartistengeneration, die am Bankenschlamassel die Hauptschuld trage. Der Verdächtige hielt sich bedeckt und ging, wie man hört, im Schnellzugtempo an die Arbeit.

Wer ist er? Was treibt ihn an? Grübel prägte eine harte Kindheit. Er wurde nicht mit dem goldenen Löffel im Mund geboren. Wie andere Top-Banker seiner Generation arbeitete er sich von unten hoch. Kollegen beschreiben ihn als *lonely wolf*, der aus dem Nichts kam und durch bemerkenswerte geschäftliche Intuition zum Multimillionär aufstieg. Die Einsicht, am Ende auf sich allein gestellt zu sein, begleitete ihn von Anfang an. Grübel wurde 1943 geboren. Seine Eltern starben im Krieg. Er wuchs in Ostdeutschland in einfachen Verhältnissen bei der Grossmutter auf.

Die Erfahrungen hinter dem Eisernen Vorhang hinterliessen bleibende Abschreckungswirkung. «Ich habe den Kommunismus erlebt», sagt er noch heute in Diskussionsrunden, «ihr wisst gar nicht, wie gut es euch hier in der Schweiz geht.» Seine DDR-Erfahrungen dürften ihn stark beeinflusst haben. Vor allem politisch. Grübel hält nichts von grossen, unüberblickbaren institutionellen Gebilden. Die EU lehnt er leidenschaftlich ab. Als klassischer Liberaler sieht er im ausufernden Bürokratismus der Union eine reale Bedrohung für die Schweiz. Grübel gilt als bekennender Fan der Alpenrepublik und ist in vielerlei Hinsicht patriotischer als manche, die in der Schweiz auf die Welt gekommen sind.

Ursprünglich wollte Grübel Ingenieur werden und Motoren bauen. Das Berufsziel Banker lag ausserhalb seiner Vorstellungskraft. Dennoch absolvierte er eine Lehre bei der Deutschen Bank. Es war der Rat des Grossvaters, der ihn zum Umdenken zwang: «Junge, du musst zur Bank gehen», sagte der Grossvater, «die haben immer Geld.» Das Argument verfiel. «Man kann Grübel in Bankfragen kein X für ein U vormachen», sagt ein ehemaliger Mitarbeiter, «er kennt jede Abteilung einer Bank aus dem Effeff und findet die Fehler in einer Präsentation sofort.»

Seine Sporen verdiente er sich als Obligationenhändler in London ab, wo er zum ersten Mal mit dem Investmentbanking in Berührung kam – die Arbeitszeiten waren lang, die Nächte kurz, das Essen ungesund, und der Alkohol floss reichlich. 1978 wurde Oswald Grübel zum Chef der Investmentbank White Weld befördert.

Weggefährten aus jener Zeit sehen den jungen Bankier noch vor sich; es sind bleibende Erinnerungen. «Er konnte extrem mürrisch sein oder gar ausflippen, wenn ihm ein Deal nicht gelang.» Der «Deal» stand über allem. Kindergartenbesuche oder private Geburtstage als Ausreden für Abwesenheit stiessen bei Grübel auf kein Verständnis. Zuerst kam immer die Arbeit. Und wehe, wenn ein Mitarbeiter seinen Ansprüchen nicht zu genügen vermochte. «Mein Hund», soll er einem Broker einmal ins Gesicht gesagt haben, «könnte das besser als Sie.»

## Als ihn Rainer E. Gut entdeckte

Als White Weld von der Credit Suisse übernommen wurde, wurde deren Chef Rainer E. Gut auf den jungen Deutschen aufmerksam. Die beiden tickten ähnlich, beide waren im Herzen «Trader», Börsenhändler, und wenn Gut in jenen Jahren die Londoner Dependence der White Weld aufsuchte, versäumte er es nie, bei Grübel vorbeizuschauen. Man fachsimpelte über den Gang der Märkte. Gut avancierte zu Grübels Mentor, schickte diesen 1985 zur Investmentbank First Boston, an der sich die CS inzwischen beteiligt hatte, und berief ihn 1991 in die Geschäftsleitung der Credit Suisse. «Ein Juwel, das geschliffen werden muss», sagte Gut über seinen Schützling; Der CS-Chef setzte den Ostdeutschen auf einen der wichtigsten Posten der Bank: Grübel wurde Kopf des Private Banking. Eher unmöglich fanden dies die Kollegen. Grübel wurde als ungeho-

belt geschildert, als Sicherheitsrisiko. Man dürfe ihn nicht auf die Kunden loslassen. Schon gar nicht in seinem Alter. Grübel war bereits 55. Gut war mit seiner Personalie ein Wagnis eingegangen. Doch schon bald zeigte sich, dass der grummelige Trader mehr konnte. Unter seiner Ägide entwickelte sich das Private Banking zur Ertragsperle des Konzerns. «Damals machte er mit seinem Erfolg erstmals in der gesamten Bank auf sich aufmerksam», erinnert sich ein Kollege.

## Verschlag voller Zigarrenrauch

Grübel blieb erfolgreich, und trotzdem setzte ihm der damalige CEO Lukas Mühleman ausgerechnet den farblosen ehemaligen McKinsey-Berater Thomas Wellauer vor die Nase. Da warf Grübel den Bettel hin, ging zum ersten Mal in den Ruhestand, lernte Golfen. Um nur wenige Monate später von Verwaltungsratsmitglied Walter Kielholz wieder in die CS zurückgeholt zu werden, diesmal als Chef der Bank. Allerdings musste sich Grübel den Topjob mit John Mack, dem Chef der Investmentbank CS First Boston, teilen. Dennoch ging ein merkbarer Ruck durch die Bank, als Grübel wieder an Bord war.

## Ursprünglich wollte Grübel Ingenieur werden und Motoren bauen.

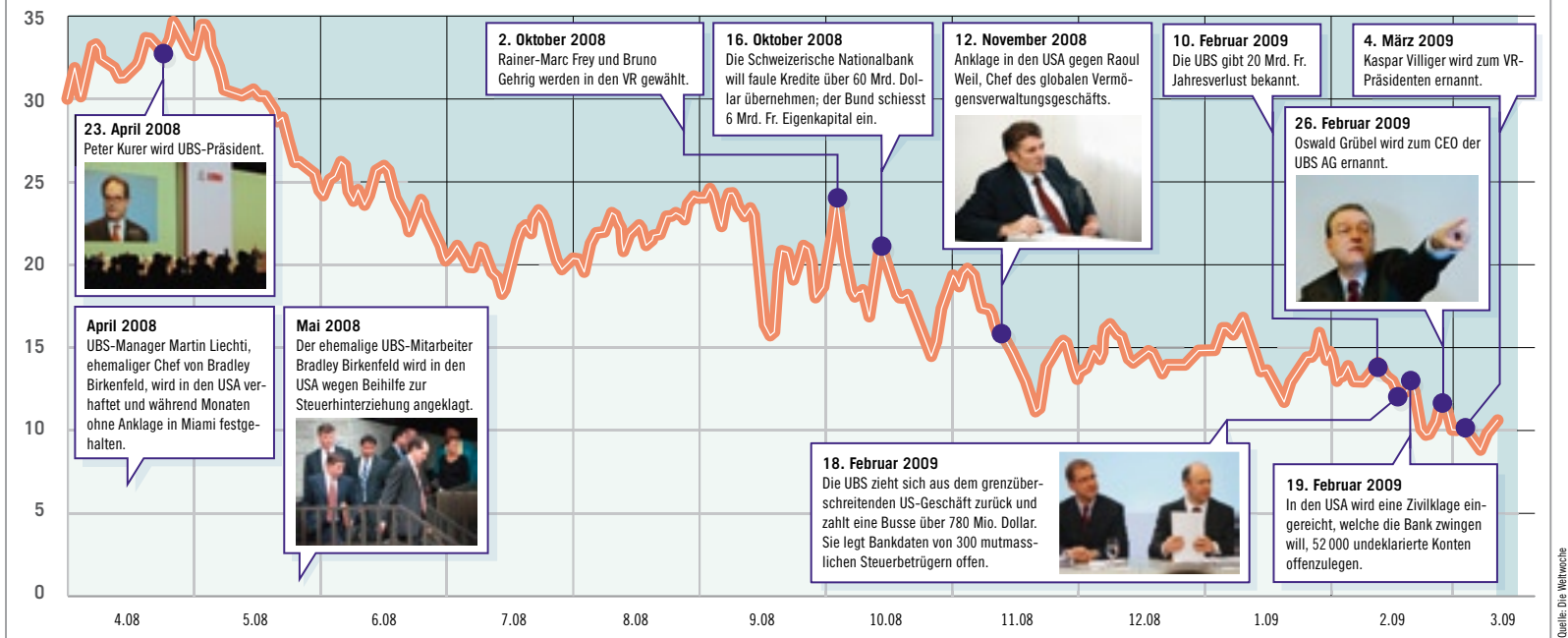
Von seinem Büro aus am Zürcher Paradeplatz, dem CS-Hauptquartier, vollgequalmt mit Zigarrenrauch, das Licht immer schummrig, stellte er die Weichen. Grübel war wenig erbaut über das, was er vorfand, und ein Mann der klaren Worte. «Meine Güte, was habt ihr alles verbrochen in dem halben Jahr, als ich weg war», sagte er an einer internen Veranstaltung. Und in kleinerem Kreis soll der neue Chef sogar deutlicher geworden sein: Mit solchen Schwachköpfen verbringe er nun seine Zeit, anstatt auf dem Golfplatz. «Das erzeugte Wirkung, alle waren begeistert», erzählt ein Mitarbeiter von damals. «Weil er endlich Klartext redete und man das Gefühl hatte, dass er weiss, was er tut.»

Er pflügte alles um, was es umzupflügen gab. Grübel verkaufte Aktien im Wert von mehreren Milliarden, um das drohende finanzielle Desaster abzuwenden. Er stoppte die teure Expansion nach Europa, veräusserte Geschäftseinheiten wie Churchill Insurance in



«Endlich Klartext»: Kult-Banker Grübel.





Quelle: Die Weltwoche

Grossbritannien oder die Winterthur-Versicherung. Grübel wollte nicht die grössenwahnsinnige Allfinanz-Strategie verlängern, sondern eine auf ihr Kerngeschäft fokussierte Bank. Dass das Duo Grübel/Mack auseinanderbrechen würde, war allen Beteiligten bald klar. VR-Präsident Walter Kielholz soll einige schlaflose Nächte gehabt haben, bevor er sich entschied, den Vertrag des einflussreichen US-Bankers zu sistieren und den schwer fuhbaren Grübel als Alleinherrscher zu installieren. 2004 war es so weit. Unterstützt von einer guten Konjunktur, machte der Rückkehrer die einst tiefrote Bank wieder hochprofitabel.

Im Umgang zeichnet Grübel ein heiterer Sarkasmus aus. «Wenn Sie Loyalität in einer Firma haben wollen, kaufen Sie sich einen Hund», lautet einer seiner meistzitierten Sprüche. Keine gespielten Freundlichkeiten bekamen die Mitarbeiter zu hören, sondern stete kritische Auseinandersetzung. Grübel hielt Sitzungen kurz und effizient. Dem Vernehmen nach will er sich nicht mit Belanglosigkeiten aufhalten lassen, sondern die Probleme hören. Nicht alle Eingriffe muteten logisch an. Als Leonhard Fischer neuer Chef der Winterthur-Versicherung wurde und das verrauchte Büro Grübels betrat, gab sich der Chef ungnädig, weil Fischer keine Krawatte trug. «So», meint ein Mitarbeiter, der sich an die Szene erinnert, «ist sonst niemand.»

### Die abenteuerliche Rückkehr

Dennoch: Seine Leute mögen ihn. In einer Kunstwelt der Massanzüge und geschleckter Unverbindlichkeiten kommt Oswald Grübels direkte, ehrliche Art gut an. Der Chef macht niemandem etwas vor. Wenn er wolle, heisst es, könne er sogar charmant und äusserst nett sein. Aber für viele bleibt er der ein-

same, wenig greifbare Mann an der Spitze der Bank, der Chef mit dem reptilienhaften Schlafzimmerblick, über den kaum etwas Privates nach unten drang. Seine Frau, die während all der Jahre in Deutschland lebte, wurde in der CS nie gesichtet. Wollte ihn Tochter Caroline, eine in London lebende Engländerin, sehen, wurden Termine vereinbart.

Grübels Lebenselixier ist Geld als Massstab des Erfolgs. Als er im Frühjahr 2007 die CS verliess, machte die Bank einen Gewinn von 11 Milliarden Franken. Er wisse nicht, wie viele Milliarden er für die CS verdiente, sagte Grübel einmal der *Weltwoche*, «aber mehrere auf jeden Fall». «Und ich würde behaupten», fügte er hinzu, «dass ich einer der billigsten Angestellten war, welche die CS je hatte, im Verhältnis zu dem, was ich ihr gebracht habe.» Die Aussage lässt sich im Nachhinein als bitteres Bekenntnis lesen. Der Sprung nach ganz oben, in den Verwaltungsrat, blieb Grübel verwehrt. Nicht, weil er es im Job nicht gebracht hätte, sondern weil Walter Kielholz, der Präsident, ihm den Sprung ins Aufsichtsgremium verwehrt haben soll. Grübel verliess die Bank ein zweites Mal.

Und dann sass er da, unterbeschäftigt, ja fast gelangweilt, in einem Büro nahe der Bahnhofstrasse, im Blickfeld drei Bildschirme mit Aktiencharts und seine Sekretärin Renate Häusler, die er von Credit Suisse mitgenommen hatte und die seine Lebensgefährtin ist. Ein fast familiäres Biotop, bei dem für einen Vollblutbanker wie Grübel das Aufregendste die Postadresse darstellte: Börsenstrasse 26.

Es war ein tristes Leben. Die Millionen waren verdient, die Zigarrenkisten gefüllt. Was blieb zu tun? Ob es in Zeiten der Krise nicht wieder einmal Zeit wäre, eine Bank zu retten? «Sicher nicht», sagte Grübel treuherzig im

August 2008. «Wenn Sie CEO einer globalen Bank sind, nimmt dieser Job all Ihre Zeit in Anspruch.» Um dann, im gleichen Gespräch, auch folgenden Satz von sich zu geben: «Ich bin nur zur Untermiete hier.» Grübel gestrandet im Ruhestand.

Zur selben Zeit, im August 2008, fällt nur ein Steinwurf von Grübels Büro entfernt ein Entscheid, welcher den Banker aus Passion Monate später aus der Lethargie seiner Unterbeschäftigung befreien sollte. Der Verwaltungsrat vergibt einem Zürcher Headhunter-Unternehmen unter dem Projektnamen Alouette I. den Auftrag, eine möglichst breite Kandidatenliste für einen Nachfolger von CEO Marcel Rohner zu erstellen. Es kommen Namen auf die Liste wie Luqman Arnold, ehemaliger UBS-Chef, Markus Granziol, ehemaliger Investmentbanker UBS, Walter Berchtold, Chef

### «Wenn Sie Loyalität in einer Firma haben wollen, kaufen Sie sich einen Hund.»

Private Banking CS, oder eben Oswald Grübel. Die drei Erstgenannten fliegen bereits bei der Vorselektion aus dem Rennen. Bei Grübel glauben die Verwaltungsräte nicht daran, dass sie den ehemaligen Chef der Konkurrenz würden aus dem Ruhestand befreien können.

Wenig später wird aus der US-Subprime-Krise eine globale Finanzkrise, und in Zürich, im Boardroom der UBS, zweifelt manch einer, ob dies der Zeitpunkt sein könne, den CEO der trudelnden Bank auszuwechseln. Ist es nicht, befindet das Gremium, dieses Projekt wird gestoppt und Marcel Rohner ins Bild gesetzt. Der CEO wird im Oktober darüber informiert, dass über Namen möglicher Nachfolger diskutiert

worden sei, freilich ohne Kontakt mit Kandidaten aufzunehmen. Man habe sich aber, wird ihm beschieden, für ihn entschieden.

Anfang November startet unter dem Projektnamen Puma eine neue Suche. Auf Drängen von Sergio Marchionne soll der VR-Präsident ausgetauscht werden. Wieder werden haufenweise Namen evaluiert. Josef Ackermann, Chef der Deutschen Bank, etwa oder Philipp Hildebrand, Direktor bei der Schweizerischen Nationalbank (SNB), Hans Geiger, emeritierter Ökonomieprofessor und ehe-

## Nüchtern betrachtet, verspricht das Comeback Grübels eine One-Man-Show zu werden.

maliger CS-Generaldirektor, Raymond Breu, Novartis-Finanzchef, ja sogar Novartis-Chef Daniel Vasella, CS-Präsident Walter Kielholz, Nestlé-Präsident Peter Brabeck oder alt Bundesrat Kaspar Villiger. Auch mögliche Kombinationen Präsident/CEO werden diskutiert. Etwa James Schiro, CEO der Zurich, als operativer Chef und Kaspar Villiger als Präsident, Peter Brabeck fällt aus dem Rennen, aufgrund der schlechten Kombination von Schiro und ihm, oder eben Oswald Grübel im Tandem mit Kaspar Villiger.

Am 8. Januar 2009 reicht CEO Marcel Rohner seine Demission ein. In dieser heiklen Übergangsphase will Peter Kurer klare Verhältnisse – auch und insbesondere im Verwaltungsrat. So stellt er am 11. Januar 2009 die Vertrauensfrage. Er will handlungsfähig bleiben. Und der Verwaltungsrat weiss, dass die unter Druck stehende Bank unmöglich eine doppelte Demission an der Spitze verkraften kann. Und er weiss auch, dass überzeugende Kandidaten für den operativen Topjob dünn gesät sind. James Schiro, der Chef der Zurich Financial Services, will nach Ablauf seines Vertrages zurück in die USA und hat bereits abgesagt. Amerikanische Topleute aus der Finanzbranche, die zwischenzeitlich auch evaluiert werden, wie John Thain, Ex-CEO Merrill Lynch, sind Opfer der Finanzkrise geworden und kaum mehr vermittelbar. Und dann ist da noch Oswald Grübel, der Rentner von der Börsenstrasse. Ein valabler Kandidat, urteilt auch der Verwaltungsrat. Am 12. Januar 2009, einem Montag, erhält Oswald Grübel einen Anruf des Headhunters. Grübel ist bass erstaunt über dessen Anfrage. Der Headhunter spricht vom wichtigsten Job der Schweizer Wirtschaft, davon, dass die UBS einen starken CEO brauche. Grübel fragt sich, warum um Himmels willen er sich diese Herkulesaufgabe antun soll. Er spricht aber auch über die Stabilität im Board, von der notwendigen Abgrenzung zwischen Verwaltungsrat und CEO – die öffentlichen Kommentare Sergio Marchionnes haben Grübel ganz offensichtlich überhaupt nicht be-

hagt. Wenige Tage später trifft Grübel zum ersten Mal Peter Kurer. Es ist ein gutes Gespräch; Grübel fährt in den Urlaub nach Spanien, verspricht, sich die Sache zu überlegen; Kurer nutzt die Zeit, um allfällige Alternativen zu Grübel zu evaluieren, darunter John McFarlane, Ex-CEO der ANZ Banking Group von Australien, Urs Rohner, CEO Credit Suisse, und Andreas Treichl, CEO Erste Bank der österreichischen Sparkassen – für den Fall, dass der Wunschkandidat absagen sollte.

Am 20. Januar sagt Grübel ein erstes Mal ab. Doch der Headhunter und Kurer können ihn im Rennen behalten. Am 11. Februar kommt die zweite Absage. Die Vorstösse der SVP, die Entschädigung für Banker festzulegen, die Bank aufzuteilen und Politiker in den Verwaltungsrat der Grossbank zu senden, haben ihn zu der Absage bewogen. Doch ein weiteres Mal können Kurer und der Headhunter Grübel ins Rennen bringen. Diesmal stellt Grübel Bedingungen: Der Rechtsfall in den USA müsse geklärt sein. Der Bundesrat, die Nationalbank und die Aufsichtsbehörde der Banken, die Finma müssten seine Ernennung begrüssen. Und schliesslich: Er müsse vollkommen freie Hand bekommen bei der Geschäftsleitung, und der Verwaltungsrat dürfe ihm nicht dreinreden.

### Ein Himalaja von Problemen

Als diese Bedingungen erfüllt sind, ist Oswald Grübel wieder im Geschäft. Nicht wegen des Geldes, davon hat er genug, und die drei Millionen, die er als UBS-Chef erhält, können ihn so gesehen nicht wirklich reizen. Es ist der Kitzel, wieder im Geschäft zu sein. Die Aussicht, nach der Credit Suisse auch die zweite Schweizer Grossbank aus einem tiefen Schlamassel ziehen zu können. Die Befriedigung darüber, es allen noch einmal zeigen zu können.

Nüchtern betrachtet, verspricht das Comeback Grübels eine One-Man-Show zu werden: Im Verwaltungsrat beherrscht zwar Sergio Marchionne das Geschäft des Heckenschützen, doch Grübel ist selber Meister des In-fights. Der vielfach auf Vorrat kritisierte neue Verwaltungsratspräsident Kaspar Villiger könnte sich als gute Wahl erweisen. Wenn er Grübel politisch Flankenschutz gewährt und ihm nicht ins Geschäft hineinredet.

Die Spielanlage müsste Grübel gefallen. Es ist der härteste Job, den die Schweiz zu bieten hat: Die Kunden ziehen Milliarden ab, die Investmentbank serbelt, in Amerika ziehen die Steuerbehörden die Schlinge zu. Die Rechtsansprüche von Kunden und Aktionären sind gross. Bis Mitte 2010 müssen für 20 Milliarden Franken faule Wertpapiere (ARS) zurückgekauft werden. «Im Vergleich zu dem, was Grübel bei der UBS bevorsteht, hatte er bei der CS nur Problemchen», spöttelt ein CS-Verwaltungsrat. Jetzt muss Oswald Grübel nur noch Erfolg haben. Er wäre der Letzte, der daran zweifelte. ○

  
**FORTIS**  
**B-42 STRATOLINER**



Offizieller Ausrüster für Luft- und Raumfahrt  
Erste Uhrenfabrik der Welt für automatische Armbanduhren  
since 1912 swiss · [www.fortis-watches.com](http://www.fortis-watches.com)

Bern **BIJOUTERIE SONDEREGGER** 031 311 70 38  
Luzern **BRUDERMANN** 041 210 65 62  
Schaffhausen **PREISIG** 052 624 22 30  
Zug **UHREN & SCHMUCK VICTORIA** 041 712 11 66





# 63 Jahre Einsamkeit

Sie gehört zu den letzten noch lebenden Legenden des alten Hollywood. Ihre Karriere war gross, doch die Abstürze waren noch grösser. Die diesjährige Welttournee könnte nun Liza Minnellis endgültiger Abschied von der Showbühne sein. *Von Lars Jensen*

Liza Minnelli gibt ein Konzert, und wie erwartet wird es ein Abend, den keiner der Anwesenden jemals vergessen kann. Dafür sorgen nur schon die Jacken der Gäste. Wo haben die Leute diese Jacken her? Lederblousons, mit Strasssteinen beklebt: Lizas Gesicht, ein Piano, die amerikanische Flagge, der Schriftzug «New York, New York» mit der Skyline darunter. Da gibt es goldene Brillengestelle, grösser als die gebräunten Gesichter, die sie verdecken; goldenen Schmuck an jedem Körperteil und goldbraune Frisuren.

Die Fans haben sich herausgeputzt für ein weiteres Comeback ihres Idols. Es könnte das letzte Mal sein, dass Liza die Kraft dazu aufbringt, ihre seelischen und körperlichen Gebrechen zu verdrängen und wochenlang Abend für Abend 150 Minuten lang eine schweisstreibende Revue aufzuführen.

Liza Minnelli, die soeben ihren 63. Geburtstag feierte, will das Jahr 2009 für eine Welttournee nutzen, die sie ab Juni auch nach Europa führen wird. Ihre Fans lieben sie, weil sie das letzte noch singende und tanzende Mitglied des alten Adels von Hollywood und vom Broadway ist. Liza ruft ihre Verehrer, und die ziehen sich ihre Lederblousons an und kommen zu Tausenden: Im New Yorker Palace Theatre war ihre Show «Liza's At The Palace...!» sechs Wochen lang ausverkauft. Der Jubel im Saal ist lauter, als es die Qualität der Show rechtfertigt, denn die Besucher ahnen, dass sie einem geschichtsträchtigen Ereignis beiwohnen. «Life is a cabaret, old chum», heisst es in ihrem bekanntesten Song, irgendwann fällt der Vorhang auch für die Tapfersten.

## Würdevoll sexy

Wer ganz grosse Gesten liebt und das echt glamouröse, total artifizielle, vollkommen unironische Entertainment, der sagt: Zum Glück ist Liza noch da! In ihrem Körper befinden sich: zwei künstliche Hüftgelenke, ein künstliches Knie, zwei aufgelöste Bandscheiben, mehrfach operierte Stimmbänder, und sie leidet an Arthritis. Unverdrossen tritt sie in Hot Pants und mit Netzstrumpfhose auf, gibt den Blick auf ihre guterhaltene Figur frei. Sie wirkt auf würdevolle Weise sexy. 2000 war es damit beinahe vorbei gewesen. Eine Hirnhautentzündung hatte Minnelli an den Rollstuhl gefesselt und ihr Sprachzentrum beschädigt. Sie kämpfte gegen ihre Behinderungen, bis sie wieder swingen konnte. Am 2. Juni 2002 hiess es im New Yorker Beacon Theatre «Liza's Back». «Ich lag



«Zurück auf die Bühne oder sterben»: Liza Minnelli in «Cabaret», 1972.

im Krankenhaus, steif vor Angst», erzählt Minnelli. «Konnte nicht gehen und nicht reden. Normalerweise erholt man sich nicht mehr. Aber ich konnte nicht aufgeben. Es gab nur eins: Zurück auf die Bühne oder sterben.»

Liza Minnelli ist ja kein Mensch im eigentlichen Sinne. Sie ist Liza Minnelli, die Entertainmentmaschine, ein Produkt aus der Ehe zwischen dem berühmtesten Kinderstar aller Zeiten, Judy Garland, und dem berühmtesten Musical-Regisseur aller Zeiten, Vincente Minnelli. Als ihre Mutter sie zur Welt brachte, war das mehr eine Premiere als eine Geburt. Kurz darauf begann die Karriere, als Garland das schreiende Kleinkind durch das Musical «In the Good Old Summertime» trug. Liza Minnelli zum ersten Mal in der Rolle ihres Lebens als: Liza Minnelli. Garland gab ihr diesen Vornamen, «weil der auf einem grossen Plakat sehr schön aussehen würde». Kein Wunder, kann Liza Minnelli bis heute nicht unterscheiden zwischen echtem Leben und Showgeschäft.

### Rasseln einer Sammelbüchse

Nun steht ihr Name mal wieder in grosser Leuchtschrift über einem Theater am Broadway. Garland hatte recht, der Schriftzug macht sich gut. Aber ob der Anblick Liza glücklich macht? War sie überhaupt jemals glücklich, seit ihre Mutter einen Künstlernamen in die Geburtsurkunde eintrug? In dieser Frage sieht sie keinen Sinn: «Ich habe gelernt, jeden Tag bei null zu beginnen. Damit fahre ich ganz gut.»

Vier Scheidungsschlachten hat sie geschlagen, vier Fehlgeburten erlitten, unzählige Affären ausgelebt, von denen ihre Ehemänner – mindestens drei davon waren schwul – aus den Zeitungen erfuhren. Alles Höchstprivate wurde von Liza stets ins Rampenlicht verlagert. Und wenn sie im Rampenlicht stand, war das

### Sie kann bis heute nicht zwischen echtem Leben und Showgeschäft unterscheiden.

für sie der privateste Ort. Dort hatte sie die besseren Momente ihrer Kindheit verbracht, jene Momente, in denen ihre Mutter ihr das Leben nicht zur Hölle machen konnte.

Garland war nach der Scheidung von Minnelli im Jahre 1950 nahezu pausenlos betrunken und starb 47-jährig an einer Überdosis Drogen. «Na ja», sagte Liza Minnelli vor einigen Jahren auf BBC in ihrem letzten ausführlichen Interview, «ich komme am besten klar, wenn ich meine schlechten Erinnerungen durch gute ersetze. Ich denke mir einfach neue Erinnerungen aus, so geht es einigermaßen. Ob ich mich damit selbst verleugne? Interessiert mich einen Dreck.» Dann klimperte sie zweimal mit den falschen Wimpern und lachte



Verschwendete Jahrhundertchance: Minnelli, 2006

ihr Liza-Minnelli-Lachen, das rasselt und hohl klingt wie eine Sammelbüchse.

Liza Minnelli ist die einzige Künstlerin, der es gelang, den Oscar, den Emmy, den Grammy und den Tony zu gewinnen – und über deren Leben am Broadway ein erfolgreiches Musical («The Boy from Oz») produziert wurde. Doch im Rückblick wirkt ihre Karriere wie eine verschwendete Jahrhundertchance. Hätten Alkohol und Sex, Fress- und Magersucht sie nicht regelmässig von der Arbeit abgelenkt, hätte sie mit ihrem Talent etwas wahrlich Grosses anstellen können. Alice Kosmin, eine Jugendfreundin, erinnert sich: «Schon damals umwehte Liza ein Hauch von Traurigkeit. Sie konnte sich nie ganz dem Publikum hingeben, weil sie sich selbst nicht liebte. Ich war in ihrem Haus in den Hamptons, als die Nachricht von Judys Tod kam. Es war gespenstisch, wie Liza immer weiter ihre Rolle spielte: Sie stellte einen Weltstar namens Liza Minnelli dar. Sie war einsam.»

Das war 1969, und für ein paar Jahre sah es so aus, als hätte der Abschied von der Mutter Liza künstlerisch befreit. In Alan J. Pakulas «Pookie» spielte sie im selben Jahr ein rebellisches Mädchen, was ihr eine erste Oscar-Nominierung einbrachte. Doch wichtiger war das frische Image, das ihr der Film verlieh: Dank «Pookie» nahmen auch junge Leute Minnelli plötzlich als zeitgenössischen Star wahr und nicht länger als gefügige Erbin einer vergangenen Hollywood-Epoche. Endlich verkauften sich ihre Konzertaufnahmen millionenfach, und sie gewann Preise über Preise. Anfang der siebziger Jahre war Minnelli wohl der begehrteste Star Amerikas.

Mit Regisseur Bob Fosse drehte sie 1972 das Musical «Cabaret». Fosse kannte die Familie

Minnelli seit Lizas Kindheit, für Vincente hatte er die Tanzszenen in «Ein Amerikaner in Paris» und «The Band Wagon» choreografiert. Er hatte mitbekommen, wie Liza als Fünfjährige unter der Scheidung litt, vierzehn Schulen besuchte, mit der Mutter nachts aus Hotels flüchtete, weil kein Geld mehr da war. «Von den beiden ist Liza die Erwachsene», hatte Vincente einst gesagt. Kay Thompson, Lizas Patentante, kümmerte sich mütterlich um beide. Und der künstlerische Mentor Bob Fosse, der Liza Minnellis Alter Ego Sally Bowles in «Cabaret» sagen liess: «Ich werde der grösste Star Hollywoods, wenn mich vorher nicht der Alkohol und der Sex erwischen.»

Alkohol und Sex erwischten sie Mitte der siebziger Jahre. Andy Warhol notierte 1979 in seinem Tagebuch über sie: «Wir gingen auf der Strasse mit ihrem Mann Jack Haley. Da kommt uns Martin Scorsese entgegen, mit dem sie seit «New York, New York» eine Affäre hat. Der beschimpft sie, weil sie ihn mit Michail Baryschnikow betrügt – während ihr Mann danebensteht.» 1981 folgte der erste von einem halben Dutzend Aufhalten in der Betty-Ford-Klinik. «Den Alkoholismus hat mir meine Mutter beigebracht», sagte Minnelli in einer Talkshow. Aus Liza, dem Superstar, wurde Liza, die Alkoholikerin, welche das Talent besass, in jedem Raum, den sie betrat, den unbrauchbarsten Mann auszuwählen.

### Skurriler Glamour

Später ging sie dazu über, in immer längeren Abständen Comebacks zu feiern. 1987 erschien die erfolgreiche Komödie «Rent-a-Cop» mit Burt Reynolds; 1989 geht sie mit Frank Sinatra und Sammy Davis Jr. auf Welttournee; Anfang der neunziger Jahre folgten einige Top-Ten-Hits mit der englischen Band Pet Shop Boys. Auch George Michael, Freddie Mercury, Elton John, Michael Jackson, Annie Lennox und Mariah Carey traten mit Minnelli auf, als Hommage an ihr Lebenswerk. Sie galt plötzlich als cool, weil ihr altmodischer Glamour so skurril wirkte. Doch seit der Hirnhautentzündung wurden ihre Gastauftritte immer rarer. Ausser für ein paar Folgen der TV-Serie «Arrested Development» arbeitete Minnelli in den vergangenen Jahren nur noch selten.

Seit sechs Jahren trinkt Liza Minnelli nicht mehr. Sie sagt, sie fühle sich momentan so gut wie schon lange nicht mehr. Lieder, die George Gershwin, Fred Ebb und John Kander vor Jahrzehnten für sie schrieben, unterbricht sie mit Anekdoten, die fast ausschliesslich von ihrer Patentante Kay Thompson handeln. Die Eltern und die Ehemänner spielen offenbar nur Nebenrollen in ihren Erinnerungen. «Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben Single und geniesse es», sagt Minnelli unter Jubel. Die Menschen in ihren seltsamen Lederblousons ahnen, wie einsam sich ihr Idol 63 Jahre lang gefühlt haben muss. ○





Essay

## Tausend böse Mails

Im Glauben, ihrer Sache zu dienen, beschädigen Feministinnen die deutsche Sprache. Man lässt sie gewähren. Nicht weil man ihnen recht gibt, sondern weil man seine Ruhe haben will.

Von Thomas Meyer

Sitzen in einem Hörsaal 99 Studentinnen und ein Student, so spricht man von 100 Studenten. Diese Regelung kommt beispielsweise auch im Italienischen vor: Stösst ein *ragazzo* zu neun *ragazze*, dann stehen da nachher zehn *ragazzi*. Wie jede sprachliche Regelung sorgt auch diese für Ordnung und Einfachheit, und es braucht viel Abenteuersinn, einer sprachlichen Regelung etwas anderes zu unterstellen.

Nun besitzen jedoch die meisten Frauen mehr als genug solche Energie und verkünden mit grossem Eifer, diese Regel sei frauenverachtend und Zeugnis fortwährender Unterdrückung, denn wer «Studenten» schreibe, der meine die Studentinnen nicht mit! Das ist allerdings fragwürdig argumentiert, denn erstens gibt es keinen Grund, offensichtlich anwesende Frauen nicht «mitzumeinen» (es ist sogar logisch völlig unmöglich), und zweitens benennt «Student» kein Geschlecht, sondern eine Funktion.

### Komplett falsches Deutsch

Trotzdem bestehen die Frauen darauf, überall ausdrücklich erwähnt zu werden, und zernörgeln die Sprache mit Wortmonstern wie «StudentInnen» und kommen sich fortschrittlich vor, wenn sie «frau» statt «man» schreiben. Diese Schöpfungen konnten sich zum Glück nie durchsetzen. Anders verhält es sich leider mit dem Missbrauch des Partizips Präsens, der immer schamloser betrieben wird: Statt «Studenten» heisst es seit einiger Zeit «Studierende», und die meisten Firmen sind schon dazu übergegangen, ihre Mitarbeiter als «Mitarbeitende» und ihre Lehrlinge als «Lernende» zu bezeichnen.

Natürlich ist das komplett falsches Deutsch, denn das Partizip Präsens drückt, wie es sein Name bereits sagt, eine momentane und abschliessende Tätigkeit aus. Genau darum heisst es ja auch: Die Polizei stellte den Flüchtenden. Und eine Gebärende ist eben keine Gebälerin, denn aus einer solchen würden pausenlos Babys herausploppen. Ein Studierender ist demnach einer, der einen Prospekt studiert oder einfach so vor sich hin – dafür muss man aber nicht an einer Universität immatrikuliert sein. Ein Mitarbeitender indes ist einer, der gerade an einer Sache mitwirkt, was ihn aber noch lange nicht zu einem Angestellten macht.

Kurz: Ein Studierender ist schlichtweg kein Student.

Wie kommt man also dazu, einer Zeitform eine völlig sachfremde Zweitfunktion anzuhängen? Ganz einfach: weil man es leid ist, dauernd von gehässigen Weibern belästigt zu werden. Ein Grafiker, der im Auftrag der Stadtpolizei Zürich einen Informationsflyer gestaltet hatte, welcher sich «an die Velofahrenden» richtete, erklärte auf Anfrage: «Ich muss es so schreiben, sonst bekomme ich nachher wieder tausend böse Mails» – er kannte das offenbar bereits. Auch der *Tages-Anzeiger*, der



Feministisch korrekt: «Pornodarstellende».

konsequent von «Mitarbeitenden» schreibt, teilt mit: «Bis zu einer definitiven Regelung benutzen wir diese Form, auch wenn sie nicht korrekt ist.» Und so etwas muss man sich von einer Zeitung sagen lassen!

Es handelt sich also gleichsam um eine Kapitulation, ähnlich wie damals bei den Mohammed-Karikaturen, die man lieber nicht nachdrucken wollte – schliesslich könnten die Fanatiker ja wieder ausflippen. In derselben Rückgratlosigkeit opfern wir bereitwillig unsere Sprache, bloss damit die Emanzen endlich wieder Ruhe geben. Es ist wohl mit weiterem Raubbau zu rechnen: Grossartige Berufe wie

der Schriftsteller und der Rennfahrer drohen auszusterben; es wird dafür Schriftstellende und Rennfahrende geben, als wären das banale Feierabendhobbys. Die Leserbriefseite wird zur Lesendenbriefseite, Fussgänger werden künftig in der Fussgehendenzone anzutreffen sein, und der Steuerzahler wird dem Steuerzahlenden weichen müssen sowie der Lehrer dem Lehrenden.

### Idiotische Methoden

Nun, werte Damen, seien Sie versichert: Wenn irgendwo von «Studenten» gesprochen wird, steht hinter dieser Formulierung nicht die finstere Absicht, allfällige Studentinnen zu ignorieren. Natürlich ist es ein Relikt des Patriarchats, wenn ein einziger Student 99 Studentinnen zu 100 Studenten macht – einverstanden. Aber es ist ein vernachlässigbares und harmloses Relikt. Und, ganz ehrlich: Eine wirklich emanzipierte Frau befasst sich nicht mit solchen Petitessen. Sie sieht im Lehrer nicht den Mann, sondern den Beruf.

Was ist das also für ein Selbstverständnis, das satt zurücklehnt, weil man von «Mitarbeitenden» spricht statt von «Mitarbeitern»? Zumal die Mitarbeiterinnen nach wie vor weniger Lohn erhalten als ihre männlichen Kollegen, welche immer noch die Mehrheit der Kaderpositionen bekleiden? Und warum kämpfen Sie nicht gegen weitaus ärgere Probleme wie Zwangsprostitution und Mädchenbeschneidung?

Man muss davon ausgehen, dass der hiesige Feminismus gescheitert ist, wenn die Schweizerinnen die wahren Ungerechtigkeiten hinnehmen und Gleichheit einzig in der Sprache durchsetzen – mit idiotischen Methoden und fragwürdigen Ergebnissen. In Deutschland und Österreich kennt man die Perversion des Partizips Präsens nämlich nicht. Und in Schweden ist die Hälfte der Posten in Politik und Wirtschaft von Frauen besetzt. Während anderswo Frauen verschleppt, gesteinigt und beschnitten werden.

Aber das stört Sie ja alles nicht, solange man von «Wirtschaftsführenden», «Zuhaltenden» und «Mädchenbeschneidenden» spricht und damit die Frauen mitmeint, nicht wahr?

Thomas Meyer ist Inhaber einer Werbeagentur in Zürich.

# Ein Bub wird fünfzig

«Der kleine Nick» von Goscinny und Sempé begeistert mit seinem feinsinnigen Humor ein Millionenpublikum. Die Entstehung sei Schwerarbeit, sagt der Erfinder. Von Stefan Brändle

Ist es möglich, dass Knochenarbeit dahintersteckt, Leiden, langwieriges Suchen? «Der kleine Nick» kommt so leichtfüssig daher; sein feiner, nie aufdringlicher Humor begeistert, wie man sagt, Jung und Alt. Auch im achten Band, der im April erscheint. Die Verlegerin Anne Goscinny hat sie aus vergessenen Schubladen im Büro ihres Vaters ausgegraben, just zum 50. Geburtstag des «Petit Nicolas». Am 29. März 1959 war in der französischen Regionalzeitung *Sud-Ouest Dimanche* die erste Episode erschienen, verfasst vom Asterix-Erfinder René Goscinny und illustriert von Jean-Jacques Sempé, der subtilsten Feder Frankreichs.

Die erste Geschichte des neuen Bands, «Das Osterei», beginnt folgendermassen: «Schon früh am Morgen fängt Papa an die Eier zu bemalen; er will nicht, dass ich ihm helfe, er sagt, ich bin zu ungeschickt, und das muss ich von meiner Mutter haben.» Natürlich endet alles im Desaster. Farbflecken überall, Papa und der

Nachbar, Herr Bleder, kriegen sich wegen der im Gras versteckten Eier in die Wolle, und Mama muss die übrigen Eltern telefonisch alarmieren, weil sich Nicks Altersgenossen mit Schoko-Eiern die Bäuche vollgeschlagen haben. Wir treffen wieder Otto, den Vielfrass, Streber Adalbert und Faulpelz Chlodwig; Georg, der von seinem reichen Vater alles bekommt, und Roland, der von seinem Polizistenvater immerhin eine Trillerpfeife hat. Natürlich auch Franz, den Schläger, und Marie-Hedwig, «die ihre Wimpern rasend schnell bewegen kann» und die Nick einmal zu heiraten gedenkt.

Die übrigen neun Geschichten, bisher unveröffentlicht, erzählen vom neuen Schwarzweissfernseher der Nachbarn, von einem Besuch beim spiessigen Onkel oder vom Theaterabend, den der aufgeregte Nick verschläft. Sie berichten, wie die Neunjährigen den Fotografen beim Aufnehmen des Klassenbildes aus der Fassung

bringen oder wie sich die erste Brille anfühlt. Diese kleinen Meisterwerke feinsinnigen Humors mögen weit entfernt sein von heutigen Sitten mit Playstations, doch sie wirken frisch wie aus dem Ofen und klingen weder verstaubt noch nostalgisch verklärt. Warum, sagt Sempé in den seltenen Interviews, die er in letzter Zeit Pariser Medien gegeben hat: Er habe den Wirtschaftsboom der *trente glorieuses* von 1945 bis 1975 als schwierige Jahre erlebt. Nicht aus künstlerischer Berufung, sondern zum Überleben habe er gezeichnet, für 1,50 Francs pro Bild. Ähnlich Goscinny, der 1977 an einem Herzinfarkt starb: Der Sohn jüdisch-polnischer Einwanderer, der den Zweiten Weltkrieg im argentinischen Exil verbracht hatte, versuchte es in den USA bei Walt Disney, musste aber mangels Erfolg nach Europa zurückkehren.

## Ausufernde Vermarktung

«Weder René noch ich hatten eine herrliche Kindheit, und wir benützten den «Petit Nicolas», um das Gegenteil zu erleben», sagt der frühere Stotterer Sempé. «Wenn sich Eltern streiten, amüsiert das die Kinder – in Wirklichkeit kann sie das aber erschüttern.» Sempés Aussage, dass ihm diese lächerlich wirkenden, aber letztlich liebenden Eltern und Lehrer selbst sehr gefehlt hätten, ist nicht einmal das Erstaunlichste. Schwer zu glauben ist, welche Maloche hinter diesen so federleicht wirkenden Geschichten und Illustrationen steckt. René Goscinny sei sehr schüchtern gewesen, erinnert sich Sempé. Er selbst habe wenigstens etwas Erfahrung mit Kindern gehabt und konnte persönliche Erlebnisse aus Schullagern, Fussballverein oder vom Pausenplatz beisteuern; daraus stiefelte Goscinny dann mühselig seine Schmunzelstorys zusammen, bevor er sie an Sempé weiterreichte.

«Wenn man meine Zeichnungen sieht, meint man, sie seien auf ganz leichte Weise entstanden. Dabei bin ich ein Schwerarbeiter. Für den «Petit Nicolas» fing ich ständig neue Zeichnungen an, bis der Abgabetermin dem ein Ende machte», bekennt der 76-Jährige, der Titelbilder für den *New Yorker* malt und Nick nach langer Unterbrechung etwas älter zeichnet. Er selbst werde mit zunehmendem Alter immer ängstlicher, was seine Arbeit betrifft, meint Sempé: «Ich habe Angst, mich zu wiederholen, schwerfällig zu sein, ohne Interesse.»

Der neuste Band wird zumindest als letzter der 2005 begonnenen Trilogie neu gefundener Goscinny-Geschichten präsentiert. Das sorgt auch deshalb für Erleichterung, weil die Vermarktung immer mehr ausufert. Im Herbst erscheint sogar ein «Petit Nicolas»-Spielfilm mit Maxime Gaudart, Valérie Lemerrier und Kad Merad in den Hauptrollen. Die Trailer des bereits fertiggestellten Films lassen das Schlimmste befürchten.

**Der kleine Nick und sein Luftballon.**  
Diogenes. 160 S., Fr. 29,90



*Kleine Meisterwerke für 1,50 Francs: Sempé-Illustration aus «Le petit Nicolas».*



---

# Der unsichtbare Blocher

---

Das politische Phänomen Blocher ist Gegenstand einer neuen Biografie von *Weltwoche*-Inlandchef Markus Somm. Die Studie ist interessant, aber sie blendet den Menschen hinter dem Politiker aus.  
Von Christoph Mörgele



«Züge eines Alleinunterhalters»: als Rekrut, zirka in den sechziger Jahren.



Ferien mit den Kindern Markus, Magdalena und Miriam (hinten).

Christoph Blocher hat nie entschieden, in die Politik zu gehen, so wie man sich daranmacht, dem örtlichen Rotary Club beizutreten, um die eigene Karriere zu befördern. Das Leben trägt eine Aufgabe an den Menschen heran – und der Mensch hat sich dieser Aufgabe zu stellen. Man macht eine Sache, weil man sie machen muss. Diesen pragmatischen Zwingli-Geist hat der Pfarrerssohn vom Elternhaus mitbekommen. Der gleiche Geist treibt ihn seither an als Unternehmer und Politiker.

## Sein erstes Mal

Die Blochers, frisch verheiratet, leben in Weinfelden. Christoph studiert, Silvia bringt als Lehrerin das Geld heim. Abends beim Essen erzählt seine Frau, wie sie mit ihren Nerven am Ende ist. Seit Wochen wird neben dem Schulhaus, wo sie arbeitet, gebaut, gehämmert, gerattert. Kurz, der Lärm sei unerträglich, ein

ordentlicher Unterricht nicht mehr möglich. Christoph Blocher sieht das Problem und schreibt einen Leserbrief.

Dann läuft – wenn auch noch auf der Dorfbühne – jenes Programm ab, das sich bis heute unzählige Male abgespielt hat, sobald der politische Mensch Blocher einen Sachverhalt beim Namen nennt: Alles heult auf. Auch der Schulpräsident meldet sich und meint, Blocher habe ja schon recht. Aber er hätte es nicht sagen sollen. Oder zumindest nicht so. Jedenfalls nicht in einem Leserbrief. Die Stilfrage war geboren. Sie wird Christoph Blocher ein Leben lang begleiten. Nachtrag: Das Problem mit der Baustelle war innert kürzester Zeit behoben...

Dem politischen Phänomen Blocher widmet der *Weltwoche*-Journalist Markus Somm seine 520-Seiten-Biografie. Ein «konservativer Revolutionär» heisst das Buch im Untertitel. Und

hier liegt der spannungsreiche Deutungsansatz: Der Autor sieht in Blocher einen Konservativen, dessen Denken vorwiegend freisinnig geprägt sei. Es ist allerdings der Freisinn der Gründerjahre um 1848. Ein Freisinn, der selbstverständlich national geprägt ist, aber

---

## Blocher war in den achtziger Jahren ein Bürgerlicher unter vielen.

---

staatskritisch handelt. Ein Freisinn, der die zwinglianische Gottesfurcht und Arbeitsamkeit mit atmet. Somm zitiert den Zürcher Reformator über dessen Gedanken zur Sonntagsruhe: Es wäre viel besser, wenn man nach dem Gottesdienst «sich wieder an die Arbeit machte. [...] Denn ich finde nirgends, dass Müssiggang ein Gottesdienst sei.»

Blocher war in den achtziger Jahren ein Bürgerlicher unter vielen. Zwar liess sich seine Begabung schon damals erkennen, doch es gab für ihn keinen Grund zu opponieren. «Die Bürgerlichen machten ja, wofür ich mich selbst einsetzte.» Was diese Bürgerlichen aus FDP, CVP und SVP verband, war das gemeinsame Bekenntnis zum Sonderfall Schweiz, den man als Erfolgsmodell begriff: ein politisch unabhängiges, neutrales Land mit freiheitlicher Prägung und sparsamem Staatshaushalt. Nicht Blocher brach mit dem patriotischen Freisinn. Er hielt bloss daran fest, als es nicht mehr opportun war. «Im November 1989 fiel die Berliner Mauer. Das bürgerliche Lager lief auseinander», schreibt Somm.

### Begegnung in der Mitte

Freundschaften sind nicht planbar. Abneigungen schon. «Der Pakt mit dem Teufel: Blocher und die Journalisten» heisst eines der Schlüsselkapitel. Dort umreissst Markus Somm das sonderbare Verhältnis der Medien zum markantesten Schweizer Politiker der letzten Jahrzehnte. Schon 1994 erfolgte ein Aufruf zum Blocher-Boycott durch den damaligen Präsidenten des Schweizer Journalistenverbandes. Gleichzeitig blieb das politische Kraftwerk Blocher ein zuverlässiger Lieferant für Schlagzeilen, Kommentare, Titelblätter – und damit ein Garant für gute Verkaufszahlen.

Auch Markus Somm, damals noch für den *Tages-Anzeiger* tätig, pflegte seine Blocher-Abneigung. Bis zum Grounding der *Swissair* 2001. Blocher kritisierte den freisinnigen Filz, der dieses Debakel zu verantworten hatte. «Zum ersten Mal war ich gleicher Meinung», bekennt Markus Somm. Aus einer freisinnigen Familie stammend, zur Sozialdemokratie abgedriftet, war es der Autor gewohnt, die FDP von links anzugreifen – während Blocher wie immer von rechts heranstürmte. «In der Mitte trafen wir uns.»

Die Mitte war in diesem Fall die Wirklichkeit. «Es dauerte lange, bis die Medien einräumten, dass sie statt einer Partei einen Teil der Realität bekämpften: Widerwillig nahmen sie zur Kenntnis, dass Ausländerpolitik, Asyl, Sozialhilfe oder Jugendgewalt keine SVP-Wahlkampf-Erfindungen waren, sondern offenbar Probleme, die die Bevölkerung beschäftigten.» Dieses Eingeständnis hat in Somms Fall dazu geführt, dass er sich vom unkritischen Blocher-Kritiker zum kritischen Blocher-Beobachter wandelte. Was offenbar in der Schweizer Medienszene schon reicht, um von den Kollegen ausgegrenzt zu werden.

### Erklärt statt erzählt

Warum dieses Buch? Somm hat in Blocher die geeignete politische Gestalt erkannt, um «die jüngste Geschichte unseres Landes zu erklären». Die Wahl liegt auf der Hand. Doch das Motiv schadet dem Buch. Biografien werden

nicht erklärt, sondern erzählt. Wohin die übertriebene Erklärerei führt, zeigt der zu lang geratene Vergleich mit den amerikanischen Konservativen. Natürlich ergeben sich Parallelen zu den Republikanern, wenn es um die Senkung der Steuern und das Beschneiden staatlicher Aufgaben geht. Aber das sind Äus-

### Eines Tages kam er nach Hause mit einer Kuh im Schlepptau, die er eben einem Bauern abgekauft hatte.

serlichkeiten. Denn Blocher teilt weder deren evangelikalen Moralismus noch den Drang, die ganze Welt mit seinen Vorstellungen beglücken zu müssen.

Blochers Erfolg liegt wesentlich darin, dass er durch sein Beispiel überzeugt. Somit erklärt sich auch seine Botschaft am besten dadurch, dass man sich hart ans Leben des Zürcher Politikers hält. Erzählen, berichten, nacherzählen. Schliesslich redet Blocher gut und gerne. Für einen Biografen sei er ein Glücksfall. «Bilder, Anekdoten, Witze: Blocher hat Züge eines Alleinunterhalters.» Nur bleibt der anekdotische Blocher dem Leser weitgehend verborgen.

### Wo ist die Familie?

Viele dieser kleinen Geschichten fehlen, in denen sich das Wesen und Wirken einer Person viel anschaulicher darstellen liesse. Etwa Blochers manchmal überbordende Unkonventionalität: wie er beispielsweise eines Tages nach Hause kam mit einer Kuh im Schlepptau, die er eben einem Bauern abgekauft hatte. «Aber wohin willst du mit dem Tier?», fragte seine Frau Silvia entsetzt – die junge Familie war eben in eine Blockwohnung eingezogen.

Der Autor wollte viel; ein ganzes Kapitel Schweizer Geschichte aufarbeiten. Dieser durchaus vertretbare Anspruch ging leider auf Kosten der eigentlichen Aufgabe: eine Biografie zu schreiben. So ist der Unternehmer Blocher praktisch unsichtbar. Während die familiäre Herkunft zwei, drei Generationen zurückverfolgt wird, könnte man meinen, Blocher selber sei unverheiratet. Die vier Kinder und Frau Silvia werden fast vollständig ausgeblendet. Doch wo immer das Buch scheitert, es bleibt eine flott geschriebene, mit klugen Einblendungen versehene Lektüre.

**Markus Somm:** Christoph Blocher. Der konservative Revolutionär. Appenzeller Verlag, 523 S., Fr. 48.90

## «Wein des Jahres» von Gerstl.



Der 2005er *Château du Retout* ist eine geradezu sensationeller Bordeaux-Wert! Er beweist aufs Eindrücklichste, dass ein grosser Bordeaux nicht teuer sein muss. 18/20 • 2011–2030 • 75cl • Er strahlt ein Duft von Fülle, Reife, Komplexität und eine sinnliche Lebensfreude aus. Das ist jetzt schon Genuss pur, auch am Gaumen. Hey, ist der fein, die Tannine sind von erster Güte, verleihen dem Wein eine stolze Struktur, sind aber perfekt in Massen von köstlich süssem Extrakt eingebunden. Die Aromen leuchten intensiv, reich und vielschichtig, die Harmonie stimmt bis ins letzte Detail.

2005 *Château du Retout Haut-Médoc AOC, Bordeaux*

### BESTELLEN

- Ich bestelle \_\_\_ Fl. «Château du Retout» 2005 à Fr. 18.50.
- Bitte senden Sie mir Ihre Weinpassion-News.

Vorname .....

Name .....

Strasse Nr. ....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

Datum/Unterschrift .....

- Gültig solange Vorrat oder bis 2.4.2009
- Konditionen gemäss [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)



**Bestellung:**  
[www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)  
oder Coupon  
senden an:

# GERSTL

Weinsektionen

Gerstl Weinsektionen Fegistrasse 5  
CH-8957 Spreitenbach Tel. 058 234 22 88



# Weltwoche-Expertenreise Kuba

Entdecken Sie die grösste Karibikinsel mit Erfolgsautor und Kuba-Kenner René Zeyer.



Kuba steht vor einer ungewissen Zukunft. Für eine Verbesserung der Lage spricht die politische Führung in den USA, für eine Verschlechterung das Alter der Castro-Brüder. Höchste Zeit, auf der Karibikinsel vorbeizuschauen und sich mit den fünfzig Jahren seit dem Ausbruch der Revolution zu befassen. Abzutauchen im kubanischen Alltag, zwischen Lebenslust und Entbehrung. Und aufzutauchen in landschaftlich schönsten Gegenden und an puderzuckerweissen Stränden.

**Reisedaten: 22. Nov. bis 8. Dez. 2009.**



René Zeyer studierte in Zürich Geschichte und Germanistik. Zu seinen journalistischen Stationen in jungen Jahren gehörten der *Wiener*, *Männer Vogue*, die *Schweizer Illustrierte*, bevor er als Auslandskorrespondent für die *NZZ* seinen Wohnsitz nach Havanna verlegte. Anfang 2000 kehrte er in die Schweiz zurück, zunächst als Korrespondent für den *stern*, dann war er Autor und Produzent der *SonntagsZeitung*. Heute ist er freier Journalist und Kommunikationsberater mit eigener Agentur. Sein neuester Coup: der Bestseller «Bank, Banker, Bankrott» (Orell Füssli Verlag).

René Zeyer unterstützt Zunzun – Schweizer Entwicklungsprojekte in Kuba und zeigt der Gruppe live und vor Ort, wofür er sich einsetzt.

Kuba – Willkommen im Land der alten vier-rädrigen Klapperkisten und der Sanktionen. Im Land der ergebnislosen Politik, des Neokolonialismus und einer strittigen Menschenrechtsbilanz. Aber auch im Land der kostenlosen Gesundheitsvorsorge, der Cohibas, des Rums und der unbeschwerten Lebensenergie.

Willkommen in einem Land, dessen freche, heitere, gegensätzliche und erschütternde Gesellschaft wie durch puren Zufall durch azurblaue Karibikwellen an die Traumstrände des Landes gespült worden zu sein scheint. Und seither wie eine unvergängliche Titanic mitten im Meer der sie umgebenden Globalisierung treibt.

### René Zeyers Referate und Philosophiethemem:

- Sozialismus, Santeria oder beides?
- Wer ist Fidel Castro, dessen riesiger Schatten auch in der Abendröte seiner Revolution weit in die Zukunft ragt?
- Che Guevara – politisch gescheitert, als Ikone unsterblich
- Warum die mit Widersprüchen beladene Insel trotzdem nicht untergeht
- Kuba als Landeplatz auch so vieler Wünsche und Träume von Europäern

### Stationen einer Reise, die besondere, selten eindeutige, aber immer faszinierende Blickwinkel aufzeigt:

- Hemingway: Auf den Spuren einer der erfolgreichsten US-amerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts

- Havanna: Wo koloniale Bauten durch Restauration in neuer Blüte auferstehen
- Salsa: Kubanischer Rhythmus – vom Strassenmusiker bis zur weltberühmten Tropicana-Show
- Vuelta Abajo: Wo die besten Habanos der Welt herkommen
- Sierra Maestra: Wo Castros und Guevaras Revolution ihren Anfang nahm
- Baracoa: Einst Landeplatz von Columbus und bis heute entlegenes tropisches Paradies
- Schweinebucht: Desaster für den amerikanischen Geheimdienst, ruhmreicher Erfolg für Fidel Castro
- Trinidad: UNESCO-Weltkulturerbe in der Provinz der ehemaligen Zuckerbarone
- Karibik pur: Mit dem Katamaran zur einsamen Insel, auf der auch Leguane leben!

**Reisearrangement für Weltwoche-Leser**  
ab Fr. 6690.–, für Abonnenten ab Fr. 6400.– (exkl. Flugtaxen von Fr. 390.–, Stand Februar 2009).

**Detailprogramm und Anmeldeformular**  
Mehr Informationen zur Reise finden Sie auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).





# Die Preise fallen

Jahrelang waren Designerkleider überteuert. Alarmiert durch Konkursdrohungen und ausbleibende Kundschaft, geht die Mode-Industrie auf neuen Kurs. Von Bettina Weber



Beginn des Ausverkaufs: Szene aus «Confessions of a Shopaholic».

Selten war der Zeitpunkt für einen Filmstart schlechter: «Confessions of a Shopaholic», basierend auf dem Roman von Sophie Kinsella, lief eben weltweit in den Kinos an. In den Büchern der Engländerin, allesamt Bestseller, geht es vor allem ums Einkaufen. Darum, dass shoppen glücklich macht. Dass Frauen shoppen, wenn sie Liebeskummer haben. Wenn sie sich selbst zu einem Erfolg gratulieren. Wenn sie zu- oder abgenommen haben. Der Film ist ein einziger Kaufrausch, bis die Kreditkarten glühen. Aber niemand lässt sich anstecken.

Im Gegenteil: Es scheint zurzeit unpassend wie nie, beinahe unanständig, sich in rauschenden Roben zu zeigen. High-End-Modehäuser versuchen angestrengt, aus der Krise eine Tugend namens Bescheidenheit zu stricken und auf den Laufstegen Diskretes zu zeigen. Die Wahrheit ist, dass sich die Katastrophenmeldungen aus der Branche mehren.

Zwar hat Roberto Cavalli vor zwei Wochen in Paris trotzig-pompös mit viel Prominenz seinen neuen Flagship-Store an der Rue Saint-Honoré eröffnet. Die Show seiner Zweitlinie Just Cavalli im Rahmen der Mailänder Modewoche musste er jedoch zwei Tage vor dem geplanten Termin absagen. Die Zulieferfirma, die unter Lizenz für Just Cavalli produziert, gehört zur italienischen Luxusgruppe IT Holding, die Mitte Februar unter Insolvenz-

verwaltung gestellt wurde. Direkt betroffen davon ist auch das renommierte Label Gianfranco Ferré, das zu IT Holding gehört und wegen der Lage des Mutterhauses Gläubigerschutz beantragen musste. Weitere klangvolle Namen des modischen «Made in Italy» zittern vor einem ähnlichen Schicksal: Malo, Versace Sport, Versace Jeans Couture und John Galiano sind ebenfalls im Besitz von IT Holding. Die alarmierte italienische Modeindustrie wandte sich in einem Schreiben an Ministerpräsident Silvio Berlusconi, in dem sie sich bitter beklagt, dass eine Industrie mit rund 800 000 Mitarbeitern und 30 000 Zulieferfirmen nicht vom Staat unterstützt werde, im Gegensatz zur Auto- und zur Möbelbranche. Finanzminister Claudio Scajola versprach für diese Tage einen Lösungsvorschlag.

## Frische Blumensträuße

Noch trifft es die Italiener härter als die Franzosen, wo bereits die Meldung, dass Chanel 200 Angestellte entlasse, für nationales Entsetzen sorgte, obwohl Chanel immer noch 16 000 Mitarbeiter beschäftigt. Aber auch in Frankreich zeigt die Krise Folgen. Louis Vuitton hat den Bau des grössten und luxuriösesten Flagship-Stores in Tokio auf unbestimmte Zeit verschoben. Bei den Prêt-à-porter-Schauen, die eben in Paris zu Ende gingen, wurde die

Anzahl Sitzplätze fürs Publikum empfindlich reduziert. Galt es bisher als prestigefördernd, seine Show an einem möglichst exklusiven Ort abzuhalten, haben viele jüngere Labels beschlossen, die Kollektionen auf sehr kleinem Raum zu präsentieren: in der eigenen Boutique. Die Blumenhändler in Paris vermelden deutliche Absatzrückgänge, weil die Luxushäuser ihre Visitenkarte – üppige, frische Blumensträuße – vermehrt durch langlebige Gewächse wie Orchideen ersetzen.

Für die Modehäuser der High-End-Klasse ist die Krise weit mehr als ein finanzielles Problem. Sie müssen sich neu positionieren, ihre Strategien und ihr Selbstverständnis grundlegend in Frage stellen. Jahrelang waren die Preise für Designerstücke unablässig gestiegen, eine Grenze nach oben schien nicht zu existieren: Sandaletten für 800 Franken, zerrissene Jeans für 1200 Franken und vor allem die It-Bags, deren Preise immer absurder wurden, flogen nur so über den Ladentisch und wurden in immer kürzeren Abständen auf den Markt geworfen. Die Aufmerksamen der Branche wie den Briten Paul Smith beschlich schon vor drei Jahren ein mulmiges Gefühl angesichts der Preise, die in keinem Verhältnis mehr zur gebotenen Qualität standen. Sie warnten vor einem Kollaps.

Jetzt gibt sich die Branche notgedrungen selbstkritischer. Allen Questrom, ehemaliger Direktor von New Yorks Edelkaufhaus Barneys, sagte unlängst im *Wall Street Journal*: «Die Preise für Designermode waren eindeutig zu hoch. Es gibt keinen Grund, weshalb eine Bluse, die vor ein paar Jahren 1500 Dollar gekostet hat, heute 4000 Dollar wert sein soll.» Mounir Moufarrige, CEO von Emanuel Ungaro, pflichtet ihm bei: «Es ist Zeit, die Preise zu senken. Sie waren viel zu lange viel zu hoch.» Dasselbe sagt Lanvin-Chefdesigner Alber Elbaz, dessen Cocktailkleider zwischen 2600 und 8000 Dollar kosten: «Runter mit den Preisen!» Man spreche bereits mit Lieferanten und versuche, günstiger zu produzieren. Sollte der Druck von Seiten der Kundschaft zunehmen, wird eine Verlagerung der Produktionsstätten in Billiglohnländer auch für hochpreisige Labels möglicherweise unausweichlich. Mit der Folge, dass impertinente Preise nicht mehr zu rechtfertigen sind.

Dass die Preispolitik in diesem Segment eine delikate Angelegenheit ist, bekamen die Modemacher bereits im November zu spüren. Die Europäer nahmen den Amerikanern sehr übel, dass diese in Krisen-Panik bereits im November mit dem Ausverkauf begannen: Edelkaufhäuser boten Designermode mit siebzig Prozent Rabatt an und zwangen so die Europäer nachzuziehen. Allein: Die Botschaft war unklug. Der Kunde stellte sich zu Recht die Frage, ob die Jacke, die er für einen Bruchteil des Originalpreises nachgeworfen bekam, den ursprünglich angeschriebenen Preis jemals wert war. Nicht einmal Shopaholics wollen für blöd verkauft werden. ○



# «Das ist die Testosteronkrankheit»

Fahren Frauen wirklich schlechter als Männer? Wann fädelt man bei einer Spurverengung ein? Werden wir in Zukunft noch Auto fahren? Niemand weiss mehr darüber als der amerikanische Journalist Tom Vanderbilt, Autor des US-Bestsellers «Auto». Von Mikael Krogerus und Peter Ash Lee (Bild)

**Tom Vanderbilt, wie kamen Sie dazu, ein Buch über Autos und Verkehr zu schreiben?**

Ich fuhr auf der linken Spur und sah das Schild «Fahrbahnverengung in 500 Metern». Ich musste also auf die rechte Spur wechseln. Einfädeln. Mein Leben lang bin ich ein Früheinfädler gewesen. Ich dachte, das sei höflich. Ich hielt Leute, die bis zur Baustelle fuhren und dann erst einscheren, für Egoschweine, die uns das Leben schwermachen. Plötzlich fragte ich mich: Stimmt das? Vielleicht mache ich ja mit meinem frühen Einfädeln den Verkehr kaputt? An diesem Tag entschloss ich mich, etwas zu untersuchen, dem wir ständig ausgesetzt sind, ohne es wirklich zu verstehen: den Autoverkehr.

**In der Schweiz fädeln alle unheimlich früh ein. Ist das richtig?**

Nein, das habe ich bei der Recherche gelernt. Voreiliges Einfädeln beeinträchtigt den Verkehrsfluss, weil die schnelleren Autos früher als nötig hinter den langsameren Autos einscheren. Doch man kann die Schweizer verstehen: Es erfordert eine hohe Konzentration, sich in einen Strom einzufädeln, der in einer anderen Geschwindigkeit dahinfliesst. Das möchte man schnell hinter sich bringen. Bloss: Hat man es geschafft, ärgert es einen, dass es auf der anderen Spur schneller geht. Auch das löst Stress aus.

**Woran erkennt man einen guten Fahrer?**

Sagen wir es so: Das, was wir gern als gut bezeichnen – schnelles Einparken, Überblick im Verkehr, gute Kurvenbeschleunigung –, ist kein Indiz. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: In England schneiden junge Männer bei der Fahrprüfung am besten ab. Aber: Junge Männer verursachen auch die meisten und die schwersten Unfälle. Deshalb würde ich sagen, die Formel «Guter Fahrer = sicherer Fahrer», stimmt nicht. Eine berühmte Studie hat gezeigt, dass professionelle Rennwagenfahrer – ohne Zweifel technisch hervorragende Autofahrer – mehr Geschwindigkeitsübertretungen begingen und mehr Unfälle verursachten als normale Autofahrer. Wirklich gute Fahrer aber sind aufmerksam, schätzen Risiken richtig ein und achten auf die anderen Verkehrsteilnehmer.

**Aufmerksamkeit ist ein Problem. Eine Aussage aus Ihrem Buch überrascht da beson-**

**ders: In vertrauter Umgebung passieren die meisten Unfälle – wieso?**

Das liegt zunächst daran, dass Sie natürlich öfter auf Ihnen vertrauten Strassen fahren. Aber Studien weisen auch nach, dass wir Verkehrsschilder weniger beachten, sobald wir in vertrauter Umgebung sind. Das Gefühl, die Strassen zu kennen, wiegt uns in Sicherheit. Ähnlich ist es mit den «guten» Fahrern: Einerseits machen erfahrene Fahrer weniger Fahrfehler, andererseits verleitet Erfahrung wiederum zu Selbstüberschätzung.

**Fahren Leute, die einen Unfall erlebt haben, vorsichtiger?**

Vermutlich. Bekannt ist, dass Fahrer, die eine Geschwindigkeitsbusse erhalten haben, anschliessend seltener in tödliche Verkehrsunfälle verwickelt werden. Bussen haben eine Art Feedback-Funktion, Unfälle – auf eine extreme Art und Weise – auch.

**Ist bekannt, welches Auto die meisten Unfälle verursacht?**

Jeder Unfall hat zwei Faktoren: den Fahrer und das Fahrzeug. Man weiss ja, dass junge Männer die meisten Unfälle verursachen. Und da junge Männer sich meistens keine grossen Autos leisten können, scheinen kleinere Autos «gefährlicher» zu sein.

**Was für ein Auto fahren Sie?**

Ich habe mir gerade einen Subaru Outback gekauft.

**Das ist ein populäres Auto bei uns, so etwas wie der Hauswagen der SVP-Wähler – was sagt der Wagen über seinen Fahrer aus?**

Man kann grob unterscheiden zwischen zwei Kategorien von Autokäufern, die einen suchen ein Transportmittel, die anderen eine Selbstbestätigung. Mit dem Subaru steht man natürlich eher auf der Seite der Transportmittelkäufer.

**Sie haben über tausend Studien über Verkehr und Fahrverhalten gelesen, wie hat das Ihren Autokauf beeinflusst?**

Wenn man weiss, wie gefährlich Autofahren ist, ist Sicherheit das ausschlaggebende Argument. Andererseits habe ich mit dem Kauf eines Subaru auch völlig irrational gehandelt, denn mehrere Studien zeigen: Je sicherer das Auto ist, desto rücksichtsloser wird das Fahrverhalten. In München stellte man fest, dass Taxifahrer mit ABS aggressiver und schneller fuhren als solche ohne.

**Warum bauen wir denn Autos, die 250 km/h fahren können, obwohl man meist nicht mal halb so schnell fahren darf?**

Ich habe die gleiche Frage gestellt bei meinen Recherchen. Niemand konnte sie beantworten. Ein Teil davon ist falsch verstandenes Freiheitsgefühl: Besonders wir Amerikaner glauben, dass eine hohe Geschwindigkeit mit selbstbestimmtem Leben zu tun hat. Allein die Vorstellung, so schnell fahren zu können, löst in uns ein kindlich-naives Allmachtsgefühl aus. Schuld daran ist das Marketing. In Kanada wurde Autowerbung analysiert: Über fünfzig Prozent der Spots zeigten gefährliches Fahrverhalten und überhöhte Geschwindigkeit.

**Ist schnelles Fahren gefährlicher?**

Die Wissenschaft weiss mit Sicherheit: Je schneller du fährst, desto gefährlicher ist ein Unfall. Was die Wissenschaft ahnt, aber was schwer zu beweisen ist: dass schnelles Fahren mehr Unfälle verursacht.

**Fahren Frauen schlechter Auto als Männer?**

(Schweigt) Ich muss es so sagen: Frauen verursachen mehr kleinere Unfälle, Männer deutlich mehr schwere und tödliche.

**Warum ist Autofahren so ein Männerding?**

Sie fragen, ob es kulturell bedingt ist oder genetisch? Ich weiss nicht, es gibt aber ganz sicher haarsträubende evolutionspsychologische Thesen dazu. Nachgewiesen ist, dass Männer öfter im Verkehr sterben. Das ist die Testosteronkrankheit, Männer sind einfach risikofreudiger.

**Und dümmer.**

Wenn Sie so wollen, ja. Männer sind seltener angeschnallt und fahren öfter im trunkenen Zustand, sie fahren schneller und halten geringeren Sicherheitsabstand.

**Sie schreiben, die zwei grossen Fragen der Verkehrsplanung seien: Wie können wir die Sicherheit erhöhen und gleichzeitig den Verkehr verbessern? Ein Widerspruch?**

Nur auf den ersten Blick. Beginnen wir mit der ersten Frage: Wie kann man die Sicherheit erhöhen? Das Vernünftigste wäre, Männern das Autofahren zu verbieten. Die niedrigste Unfallrate in den USA gab es während des Zweiten Weltkriegs, als ein Grossteil der Männer in Europa war. Das Zweitvernünftigste wäre, die Geschwindigkeit zu drosseln. In den 1990ern sank in England die Zahl der Verkehrstoten um 34 Prozent. In den USA nur um 6,5 Prozent. Die Erklärung: In England waren Überwachungskameras zur Kontrolle des Tempolimits eingeführt worden, während man in den USA die Höchstgeschwindigkeiten erhöhte.





«Je sicherer das Auto ist, desto rücksichtsloser wird das Fahrverhalten»: Journalist und Bestseller-Autor Tom Vanderbilt.



### Geht es nur um die Geschwindigkeit?

Neben strengeren Tempolimits müsste man schärfere Gesetze gegen das Telefonieren am Steuer einführen, Überwachungskameras an Ampeln installieren, die Promillegrenze senken – solches Zeug.

### Sie rauben uns den Spass am Autofahren!

Nein, nein, warten Sie, jetzt kommen wir zur zweiten Frage: Wie kann man den Verkehr verbessern? Eine geringere Geschwindigkeit bedeutet auch weniger Stau und damit mehr Fahrvergnügen.

### Weil weniger Unfälle passieren?

Das ist nur eine der Folgen. Das Phänomen heisst «langsamer ist schneller», es geht um das Flaschenhals-Problem. Chinesische Forscher haben es demonstriert: Wenn Sie eine Packung Reis auf einmal in den Trichter schütten, dauert es 40 Sekunden. Wenn Sie denselben Reis in einem langsamen, kontrollierten Fluss in den Trichter schütten, brauchen Sie nur 27 Sekunden. Übersetzt in eine Verkehrssituation, würde das heissen: Kreisell ist besser als Kreuzung.

### Das müssen Sie erklären.

Im Kreisverkehr kommt es selbst in der Rushhour selten zum Stillstand. Stillstand – zum Beispiel an Ampeln – ist der Hauptverursacher von Stau, und Beschleunigen aus dem Stillstand heraus verbraucht zudem das meiste Benzin.

### Aber passieren im Kreisell nicht die meisten Fahrfehler?

Vielleicht, aber nicht die meisten Unfälle.

### Wie kommt das?

Zunächst mal kann man in einem Kreisell nicht über Rot fahren. In den USA sterben jährlich 3000 Menschen, weil Autos die Ampelsignale ignorieren. Dann haben wir in einem Kreisell nicht die gefährlichste Verkehrssituation überhaupt: Linksabbiegen bei Gegenverkehr. Und: Im Kreisell

muss man abbremsen, und sobald man langsamer fährt, wird die Situation sicherer.

### Der holländische Verkehrsarchitekt Hans Mondermann hat in der Kleinstadt Drachten alle Verkehrszeichen an einer Kreuzung entfernt. Künstler oder Genie?

Genie. Denn was passierte? Die Fahrer finden an, Augenkontakt aufzunehmen mit anderen Verkehrsteilnehmern. Und es kam erstaunlicherweise zu weniger Unfällen.

### Wir sind also automatisch umsichtiger, wenn wir andere Menschen sehen?

Genau. Wir reagieren rücksichtsvoller auf Motorradfahrer, die keinen Helm tragen. Cabriolets werden seltener geschnitten als Limousinen. Die wenigsten Unfälle passieren in Strassen, auf deren Bürgersteigen wir Menschen sehen. Und Fahrer mit einem Passagier auf dem Beifahrersitz haben seltener Unfälle, als wenn sie alleine fahren.

### Aber Beifahrer können fürchterlich nerven. Warum glauben die immer, man wolle sie jeden Moment umbringen, während man den Wagen doch fehlerfrei beherrscht?

Das liegt wohl daran, dass sich die meisten Fahrer für überdurchschnittlich gut halten. Als Beifahrer ist man nicht Teil dieser Dynamik. Deshalb – Sie werden das vermutlich nicht gern hören – schätzt der Beifahrer die Situation realistischer ein als der Fahrer.

### Sie schreiben, dass jeden Monat auf amerikanischen Strassen mehr Menschen sterben, als bei den Anschlägen vom 11. September getötet wurden. Nach den Anschlägen hielten es viele Bürger für hinnehmbar, dass zur Bekämpfung des Terrorismus grundlegende Bürgerrechte beschnitten wurden. Dieselben Bürger lehnen jedoch Massnahmen zur Verringerung der jährlichen Verkehrstopfer ab. Wie erklären Sie sich das?

Vielleicht liegt es an dem, was Psychologen «psychophysische Abstumpfung» nennen:

### Tom Vanderbilt

Wenn Sie nicht gerade Neurochirurg sind, ist die Autofahrt zur Arbeit wohl die komplexeste Handlung, die Sie an einem normalen Tag vollbringen werden, sagt Tom Vanderbilt. Der Journalist kennt mittlerweile alle unbequemen Wahrheiten übers Autofahren: Wir verbringen mehr Zeit im Auto als mit Essen und geben mehr Geld fürs Auto aus als für unsere Gesundheit und Ernährung. Vier Jahre hat Vanderbilt damit verbracht, sämtliche Studien zu lesen und Verkehrsexperten zu befragen, die auch nur irgendetwas über Verkehr und Autos aussagen. Er ist bis unter die Kopfhaut vollgestopft mit Auto-Wissen. Man muss ihn sich so vorstellen: Sie fragen ihn, wie spät es ist, und er erklärt Ihnen, wie die Uhr erfunden wurde. Vanderbilt, 40, lebt in Brooklyn, New York, und schreibt über Technologie und Design für die *New York Times* und für Magazine wie *Wired*. Sein US-Bestseller «Auto – Warum wir fahren, wie wir fahren und was das über uns sagt» erscheint diese Woche auf Deutsch: Die *Herald Tribune* empfahl, das Buch zur «Pflichtlektüre vor Führerscheiprüfungen zu machen». (mk)

Vor die Wahl gestellt, ob wir zehn Menschen aus einem grossen Flüchtlingslager oder aus einem kleinen retten wollen, entscheiden wir uns eher für das kleine Lager, obwohl die Zahl der Geretteten die gleiche ist. Sobald wir mit einer grossen Zahl konfrontiert werden, scheinen wir das Gefühl zu bekommen, unser Einsatz würde nichts verändern. Aber unser Autowahn kommt auch daher, dass wir glauben, die Mobilität sei das Risiko

# HyperG

- ✓ extra-weiches Schreibgefühl
- ✓ ultra-schnell trocknende Gel-Tinte
- ✓ ideal für wichtige Dokumente da wasserfest und lichtecht
- ✓ Strichstärke 0,7 mm, nachfüllbar
- ✓ Produziert aus mindestens 50% Recyclingmaterial\*

\* Basierend auf dem Gesamtgewicht des Produktes ohne Tinte und Mine



Spirit of Wonder  
**Pentel**  
www.pentel.ch

wert. Und da wir selbst am Lenkrad sitzen, sind wir überzeugt, alles unter Kontrolle zu haben. Achtzig Prozent aller Autofahrer halten sich für bessere Fahrer als die anderen Verkehrsteilnehmer.

**Wie kommt es, dass wir uns, wenn es um Autoverkehr geht, oft nicht auf unsere Intuition verlassen können?**

Offensichtlich fällt es uns schwer, zu unterscheiden zwischen dem, was uns im Augenblick gefährlich erscheint, und dem, was – in einem grösseren Rahmen – wirklich bedrohlich ist. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Der Kreisverkehr scheint gefährlich, weil er viel Aufmerksamkeit erfordert. Wir

---

**«Da wir selbst am Lenkrad sitzen, sind wir überzeugt, alles unter Kontrolle zu haben.»**

---

fahren also langsamer, und genau dadurch erhöht sich die Sicherheit. Im Vergleich dazu fühlt es sich relativ sicher an, über eine Kreuzung zu fahren, per Lichtsignal ist der Verkehr ja geregelt. Aber eine Kreuzung hat viele Gefahrenpunkte, plötzlich übersieht jemand das Rotlicht – wenn unsere Aufmerksamkeit in einer solchen Situation auf Stand-by ist, passieren Unfälle.

**Hat der Autokult seinen Zenit erreicht?**

Vielleicht. In den letzten zwei Jahren ist in den USA die Kilometerzahl pro Kopf gesunken – zum ersten Mal seit Jahrzehnten. Und in Japan beobachtet man, dass das Auto für jüngere Generationen kein Statussymbol mehr ist, sie kaufen lieber elektronisches Spielzeug.

**Ist das Ende klassischer Automarken wie Opel also lediglich Vorbote einer neuen Zeitrechnung der Mobilisierung?**

Mit Sicherheit kann man sagen, dass es

heute in den USA mehr Autos gibt, als wir brauchen. Und da Städte in Zukunft dichter besiedelt sein werden, wird es keinen Platz für mehr Strassen geben. Der Verkehr muss also eingedämmt werden. Natürlich hoffe ich, dass der Autoverkehr teilweise durch öffentlichen Nahverkehr und Velostrassen ersetzt wird. Aber es ist schwer zu sagen, ob das «grüne Fahren» nur ein Hype ist oder ob wir tatsächlich in zehn Jahren nur noch Tesla, Velo und U-Bahn benutzen.

**Was könnte die Menschen dazu bringen?**

Ich vermute, man kann die Menschen nur am Autofahren hindern, wenn es sehr viel teurer wird.

**Also Roadpricing und hohe innerstädtische Parkgebühren.**

Richtig, man wird zahlen müssen, wenn man zu Hauptverkehrszeiten Auto fahren will. Aber es müssen vernünftige Systeme sein. Ab 2016 wird in Holland ein neues Roadpricing eingeführt. Und zwar auf allen Strassen. Das Smarte: Es wird nicht, wie bisher auf Autobahnen, die Route berechnet, sondern die gefahrenen Kilometer. Für kluge Parkpolitik ist Kopenhagen exemplarisch: Man verringerte zwischen 1994 und 2005 die Anzahl Parkplätze von 14 500 auf 11 500. Der Fahrradverkehr nahm um vierzig Prozent zu. Inzwischen klagen die Kopenhagener über Velostaus.

**Dann träfe die Prognose von Ferdinand Porsche zu, dass es den Autos wie den Pferden ergehen wird: Als Transportmittel sind sie überholt, aber als Freizeitbeschäftigung gibt es heute mehr Pferde als vor 200 Jahren.**

In einer besseren Welt stelle ich mir vor, dass man weniger pendelt, weniger Routine-, aber mehr Sonntagsfahrten macht. Das Auto als Spielzeug, das könnte passen.

**Apropos Spielzeug: Wie hat GPS das Fahren verändert?**

Es hat Autofahren effizienter gemacht, mit GPS verfahren sich weniger Leute. Und wir wissen, dass es weniger Staus gibt, wenn sich weniger Menschen verfahren. Andererseits hat sich die Zahl der Unfälle von GPS-Fahrern erhöht – vermutlich, weil sie statt auf die Strasse auf den Monitor schauten.

**Was passiert, wenn alle Autos Navigationssysteme benutzen und alle den schnellsten Weg nehmen, entsteht dann dort ein Stau?**

Das ist eine der grossen Fragen moderner Verkehrsführung. Bislang war die GPS-Information nur einem kleinen Kreis vorbehalten, der von dieser quasiexklusiven Information profitierte, aber wenn alle auf die gleiche Information reagieren, erleben wir das sogenannte Überreaktionsphänomen: Die Vorteile einer Information heben sich auf, wenn alle sie haben.

**Wie geht es weiter mit den Autos?**

Die Entwicklung geht hin zum vollautomatisierten Wagen. Kürzlich machte ich eine Probefahrt im Volkswagen «Junior» durch eine abgesperrte Strasse in New York City. Es war sehr angenehm, ich sass auf dem Beifahrersitz, und der Wagen fuhr alleine. Er hielt sich an die Verkehrsregeln, hatte ein perfekt abgestimmtes Beschleunigungsverhalten.

**Wann wird es solche Autopiloten für Autos geben?**

Technisch sind solche Wagen schon weit. Aber es gibt zwei ungeklärte Fragen: Wer zahlt, wenn ein vollautomatisiertes Auto einen Unfall verursacht? Der Hersteller? Der «Fahrer», der gar nicht fuhr? Die Versicherung? Und die zweite, entscheidende Frage: Wollen wir Menschen überhaupt das Steuer abgeben?

Tom Vanderbilt: Auto – Warum wir fahren, wie wir fahren und was das über uns sagt. Hoffmann und Campe. 480 S., Fr. 41.90



www.volkswagen.ch

**Würde man zweitklassige Bremsen nur immer so schnell erkennen.**

Besser: Sie vertrauen der kompetenten Beratung und dem umfassenden Dienstleistungsangebot Ihres autorisierten VW Servicepartners. Denn er verwendet ausschliesslich Volkswagen Original Teile® und Volkswagen Original Zubehör®.

Besser gleich zum Volkswagen Servicepartner.  
Damit Ihr Volkswagen ein Volkswagen bleibt.







*Gesichter in Serie: Carolina Herrera, Giorgio Armani, Brigitte Bardot; porträtiert von Andy Warhol.*





## Warhols Nase

Von Daniele Muscionico

Was haben Hugh Grant, London, und Hildegard Schwaninger, Zürich, gemeinsam? Sie besitzen beide ein Porträt von Andy Warhol. Die eine liess sich von ihm malen, der andere erwarb eine schöne Dame, die 1963 bei Warhol Porträt sass, Liz Taylor. Dabei schlägt heute Liz T., wen wundert's, auf dem Kunstmarkt ein Quäntchen teurer zu Buche als Hildegard S.

Bei einer Versteigerung vor einem Jahr war die Gesellschaftsjournalistin beziehungsweise ihre Doublette – Warhol fertigte stets mehrere Stücke vom selben an – für 350 000 Franken zu haben. Der Preis für eine Taylor hingegen wird auf 35 Millionen Franken geschätzt. Ein Schnäppchen wiederum verglichen mit dem Kopfgeld für Mao. Ein einziger Mao aus der Viererbande beziehungsweise Viererreihe war einem unbekanntem Sammler bei Christie's kürzlich 120 Millionen Dollar wert.

Wer nicht das Glück gehabt hat, zu den *happy few* zu zählen und die Kulturrevolution by Warhol durch sein eigenes Konterfei geprägt zu haben, wer nicht von Warhol porträtiert worden ist, der reise nach Paris. Im Grand Palais an der Avenue Winston Churchill sind 250 Gesellschafts-Ikonen – nicht nur Menschen – des Pop-Papstes zum ersten Mal in einer Ausstellung vereint: Maos Kunst-Kopf mit lüsternem Blick, roten Lippen und einem Schönheitsfleck auf dem Kinn à la Marilyn Monroe, die wiedergeborene Tierschützerin Brigitte Bardot, Elvis Presley in vierfacher Ausführung, ein grosser elektrischer Stuhl, Giorgio Armani oder die venezolanische Aristokratin Carolina Herrera, bekanntgeworden dafür, gut angezogen zu sein, bevor sie andere gut anzog und später als Ausstatterin von Jacqueline Kennedy Onassis Karriere machte.

Im Zentrum der Ausstellung aber steht Warhols Nase. Und zwar als hervorragende Metapher wie als anatomisches Riechorgan. Warhols Porträt-Arbeit war eine Geldvermehrungsmaschine, als solche inszeniert und betrieben. Er produzierte Gesichter in Serie als sinnentleerte und ideologiefreie Hüllen, als pures Produkt und Marke. Grundsätzlich porträtierte der Maler jeden, der genug Geld bot.

Wie sehr er sich der Bedeutung seines emanzipatorischen Riechers bewusst war, belegt das Exponat, das die Schau eröffnet und zum ersten Mal in Europa zu sehen ist: Ein Selbstporträt, gemalt 1948, lange vor seinem Ruhm, zeigt den Zwanzigjährigen, wie er in seiner Nase bohrt. Das Bild kommentierte der Meister mit den Worten: «The Lord gave me my face, but I can pick my own nose.»



## Geschlechter-Experimente

Die Bush-Jahre waren keine gute Zeit für Drag-Queens. Findet jedenfalls RuPaul und feiert jetzt ein fulminantes Comeback.



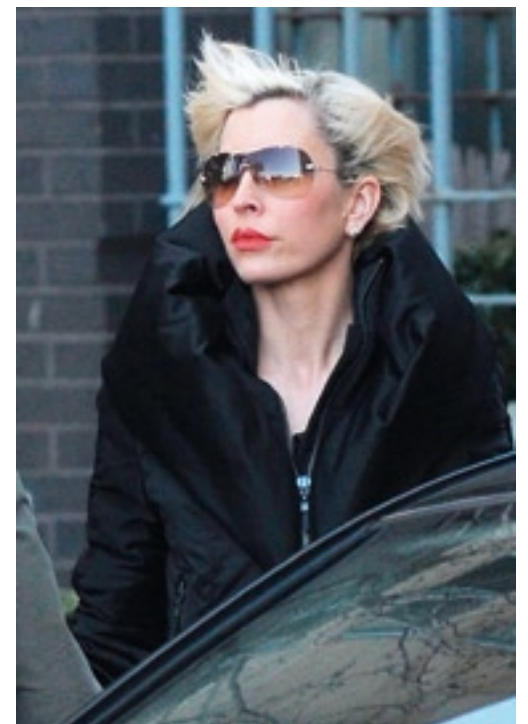
«America's Next Top Model»: Dragqueen RuPaul.

**RuPaul** — In den neunziger Jahren war der schwarze Zweimetermann die berühmteste Dragqueen der USA – und die unbekümmerteste. Ob man den Sänger und Schauspieler, dessen Hitsong «Supermodel» ihn weltweit bekannt machte, als «sie» oder «er» betitelte, war ihm einerlei: «Zweck des Ego ist, alles ernst zu nehmen, vor allem sich selber. Zweck des Drag ist, nichts ernst zu nehmen, vor allem nicht sich selber.» In der Bush-Ära zog er sich bis auf wenige Klub-Auftritte aus der Öffentlichkeit zurück, «weil in Zeiten, wo Angst geschürt wird, männliche Experimente in Sachen Geschlechterrollen absolut verpönt sind. Die maskuline, patriarchale Kultur wird zu sehr

angehimmelt.» Mit der Wahl Obamas sah der 48-Jährige, der wahlweise in Männer- oder Frauenkleidung auftritt, den Zeitpunkt gekommen, die Welt mit einer Reality-Show über Nachwuchs-Dragqueens zu unterhalten. Seit Februar wird «RuPaul's Drag Race» in den USA ausgestrahlt. Der erfolgreichen Show, einer Mischung aus Heidi Klums «Project Runway» und Tyra Banks' «America's Next Top Model», fehlen allerdings die Gehässigkeiten und Seitenhiebe der Konkurrenten hinter den Kulissen. «Vielleicht», mutmasst die *New York Times* über die freundlichen Drag-Teilnehmer, «fördert diese Nischenkunst die Kollegialität.» (bs)

**Piero Esteriore** — Neues vom singenden Coiffeur aus Basel, und es handelt sich dabei nicht um eine Meldung wegen Sachbeschädigung (vorerst): Am Montagabend rückte Esteriore in den RTL-2-«Big-Brother»-Container ein. Wir haben auch nicht gewusst, dass diese Sendung stattfindet. Und das scheint ein Problem, sie benötigt offenbar dringend quotensteigernde Massnahmen. Man verpflichtete aus lauter Verzweiflung zusätzlich zwei Pornosternchen und jetzt eben auch noch den Ex-«Music Star»-Teilnehmer aus der Schweiz. Beim Einzug wurde sein Koffer genauestens durchsucht, schliesslich sind nur wenige persönliche Gegenstände in der TV-WG erlaubt. Esteriore musste dalassen: ein T-Shirt mit dem Aufdruck seines neuen Albumtitels. Er durfte mitnehmen: seine Heiligenfigur von Padre Pio. Seine Beruhigungspillen. Und seine fünf Dosen Gesichtsbräunungscreme. (bwe)

**Heather Mills** — Die Ex-Frau von Paul McCartney ist eine umtriebige Person. So hat sie soeben an ihrem Wohnort in East Sussex ein Fischrestaurant gekauft; daraus soll einmal eine ganze Kette werden, schwebt ihr vor. Aber ach, wie immer, wenn Frau Mills tätig wird, gibt's Ärger, und die Medien berichten genüsslich darüber. Als Erstes hat die Veganerin nämlich den Fisch von der Karte gestrichen. Und der ehemalige Besitzer beklagt sich bitterlich



Kein Fisch: Unternehmerin Mills.

in der Presse, die durch die Scheidung schwerreich Gewordene hätte den Preis massiv nach unten gedrückt; anfangs habe man von 255 000 Pfund gesprochen, bezahlt habe sie dann bloss noch 140 000. Nun muss man zur Ehrenrettung der Miss Mills doch festhalten: Dass eine Veganerin im eigenen Restaurant kein totes

Getier servieren mag, leuchtet ein und ist nur konsequent. Dass bei Kaufverhandlungen der Preis gedrückt wird, ist durchaus üblich. Und dass sich eine aufs knallharte Feilschen versteht, die bei einer Scheidung 24 Millionen Pfund herausgeholt hat, damit ist erst recht zu rechnen. *So, what's the fuss? (bwe)*

**Vivienne Westwood** — Die Grand Old Lady des Punk lud am vergangenen Freitag ins Victoria & Albert Museum in London. Um dort, mit strenger Brille auf der Nase, ihr kulturelles Manifest mit dem Titel «Active Resistance to Propaganda» zu präsentieren. Das Ganze war



«Anti-Konsum»: Modedesignerin Westwood.

untermalt mit den Performances von Figuren wie Pinocchio, Alice im Wunderland, Aristoteles und Hitler. Westwood, eine der erfrischendsten Erscheinungen der Modewelt, mag es eben immer noch *shocking*. Obschon: Ganz neu war das nicht, Westwood schrieb das Manifest bereits vor zwei Jahren, und auch an ihren Modeschauen liegen stets politische Pamphlete auf den Stühlen, mitsamt der Aufforderung, sich für dieses oder jenes oder überhaupt für irgendwas einzusetzen. Selbstverständlich werden sie von den Modeberichterstatte(r)innen mit spitzen Fingern entfernt und tunlichst ignoriert. Jetzt aber sollten sie hinhören. Denn das Fazit ihres Manifests fasste die Designerin so zusammen: «Ich glaube, dass eine Anti-Konsum-Gesellschaft dazu beiträgt, dass man sich selbst zu einem besseren Menschen entwickeln kann.» Hm. Die neue Bescheidenheit, die die Mode derzeit ausruft, hat durchaus etwas Sympathisches. Aber derart am Ast zu sägen, auf dem die ganze Branche verschreckt kauert, ist dann vielleicht doch etwas gar verwegen. *(bwe)*



## Meine Abwege

**MvH fährt in eine Gegend, die nie zuvor ein Kolumnist betreten hat. Wieder zu Hause, entdeckt er das «neue Clubbing».**

*Von Mark van Huissing*

Vergangene Woche war ich in Kriens. In dem neuen Luzerner Kulturzentrum (Einladungstext) mit Namen «Südpol» fand ein Fest zum Jubiläum «25 Jahre Medienausbildungszentrum MAZ» statt (das ist die Journalistenschule, die ich besuchte vor 18 Jahren). Ich habe lange nachgedacht, ob ich hinfahren soll, aber dann sagte man mir, in der neusten Ausgabe von *Persönlich*, einer Zeitschrift, gebe es ein Foto von mir unter der Überschrift «Reminiszenzen – Wie haben bekannte MAZ-Absolventen ihre Luzerner Zeit erlebt?». Danach musste ich im Grunde teilnehmen, nicht wahr? (Weniger weil ich zu den «bekannten Absolventen» gehöre, mehr damit wenigstens einer dort ist, den man wirklich kennt; neben Urs Schnider, Fritz Günther oder Annette Müller.)

Wie immer, wenn der Veranstaltungsort in einem, sagen wir, gesellschaftlichen Randgebiet liegt, stand auf der Einladung: «Nur wenige Parkplätze vorhanden, Shuttle benutzen.» Shuttle! Man nimmt keine Shuttles als Mann, der ein wenig an seinem Bild in der Öffentlichkeit interessiert ist, das habe ich von Jürg Marquard gelernt, nebenbei. Ich fuhr mit dem Wagen hin, einem BMW 750i, den ich für das Wochenende geliehen bekommen hatte (172 140 Franken, 266 g/km CO<sub>2</sub>-Emissionen). Und hatte, natürlich, den Rockstarparkplatz, genau vor dem Eingang. Das kommt an bei den Shuttle-Kollegen, vermute ich.

Um halb acht, als ich eintrat, waren Samih Sawiris und Iwan Rickenbacher noch immer

am Sprechen auf der Bühne. («18.10 bis 19.15 Uhr: Grussworte, Rede, Gespräch» stand im Programm; als Berufs-auf-Events-Geher plant MvH sein Kommen immer auf die Zeit nach dem sogenannten Festakt.) Sawiris, ein Unternehmer aus Ägypten, der in Andermatt ein Resort bauen will, spricht gut deutsch und kann reden, übrigens. Rickenbacher, ein Kommunikationsberater und Präsident des MAZ-Stiftungsrats, fiel plötzlich von der Bühne, er war mit dem Stuhl nach hinten und über den Rand gerutscht. Sekunden später war er zurück (mit Stuhl) – und machte weiter. Wehleidig ist er nicht, das gebe ich ihm (ein Redner auch nicht).

An der Bar, wo es bereits ziemlich viele Gäste gab, begegnete mir Andreas Durisch, Chefredaktor *Sonntagszeitung*. Er trug wie fast alle anderen am Jackettaufschlag die Haftetikette mit seinem Namen drauf, die man bekommen hatte. Jetzt ein wenig «How to be a Star» und danach Stilschule: Falls man bekannt oder berühmt ist, ist das cool («Frank A. Meyer», «Kurt Aeschbacher», «Piero Esteriore»; von denen war keiner dort, nur als Beispiel). Aber falls man halb- oder ein bisschen bekannt ist, macht man sich klein mit einem Schild.

Ferner: An der Feier für die «Journalisten des Jahres» vor kurzem sagte ich, der Glamourfaktor sei nicht hoch. «Weil es im Printjournalismus nicht viele attraktive Frauen gibt. Ich versuche seit langem herauszufinden, woran das liegt.» (Ich habe es noch nicht herausgefunden.) Aber vielleicht etwas verändert mit dem Satz – es gab ein paar recht gut zurechtgemachte Frauen. Die meisten Männer dagegen ... *Well, well, well*. Wer über dreissig ist und/oder mehr als vierzigtausend Franken im Jahr verdient, sollte abends nicht ohne Kragen und/oder mit Turnschuhen ausgehen, finde ich.

Etwas anderes: Nach einem Essen im «Gatopardo» in Zürich nahm ich teil an einer Runde «Activity». Sonst war sowieso nichts los (Groove Armada, eine Disco-Gruppe aus Cambridge, in der «Alten Börse» und zwei Jahre «Saint Germain», ein Nachtclub), doch vor allem ist am Samstagabend zu Hause Gesellschaftsspiele spielen das neue Clubbing. Team MvH/Tchoumitcheva war gut unterwegs (man muss Begriffe erraten, die der Spielpartner zeichnet, erklärt oder pantomimisch darstellt). Xenia fand «Verfolgungswahn» heraus, als ich dran war mit Erklären, und ich erriet «Bienenkönigin», als sie zeichnete. Aber als MvH erst «Mausefalle» und anschliessend «Tränengas» spielen sollte, gab er auf, und wir wurden Zweite. (Ich meine, wie soll das gehen, wenn man als Mann ein wenig achtungsgebietend rüberkommen will?)

Das heisst, man hätte es noch blöder treffen können – Oliver Wolfensberger, einer meiner Gegner und ein Immobilienentwickler, musste «Essiggurke» darstellen, mit Mitteln der Pantomime.



## «Ich hoffe, jeder Mann besitzt zwanzig Unterhosen»

Esther Ember, Design-Verantwortliche beim Schweizer Unterwäsche-Hersteller Zimmerli, über Hollywood-Stars mit Vorliebe für ihre Produkte und den Sex-Appeal einer langen Männerunterhose.



Stolz auf den Kultstatus: Chefdesignerin Esther Ember.

**Zimmerli gilt als Synonym für Luxuswäsche. Spürten Sie in den vergangenen Monaten Sparbemühungen untendrunter?**

Die Krise ist natürlich auch an uns nicht spurlos vorbeigezogen. Aber der wahre Kenner und Liebhaber unserer Wäsche kauft weiterhin unsere Produkte, da er bei uns beste Materialien, perfekte Passform und Schweizer Qualität bekommt.

**Waren Sie überrascht, als Sie hörten, dass Ihr Konkurrent Schiesser der Textilkrise zum Opfer gefallen ist?**

Ja und nein. Diese Branche ist klein, und man bekommt einiges mit. Zudem ist Schiesser eine Marke, welche den guten Mittelstand bedient, und dieser ist zurzeit sehr verunsichert.

**Weshalb ist Zimmerli bekannter für Herren- als für Damenwäsche?**

Das ist in der Tat so, obwohl Zimmerli 1871 ursprünglich mit Damenwäsche angefan-

gen hat. Die Nische des Premium-Herrenmarktes gestalten wir aktiv mit, wir sind hier in einer sehr starken Position und beliefern Kunden weltweit in über vierzig Ländern. Damenwäsche haben wir vor acht Jahren wieder ins Sortiment genommen, heute konzentrieren wir uns neben einigen Basics auf sehr exklusive, hochwertige Produkte aus Naturfasern.

**Was schätzen Sie, wie viele Unterhosen besitzt der Schweizer Durchschnittsmann?**

Rund zwanzig Paar, hoffe ich.

**Zimmerli-Design ist puristisch. Kommt die Qualität mehr zum Tragen als die Optik?**

Es sollte immer eine Verbindung zwischen Qualität und Optik geben. Da wir aber bei den Herren mehr auf *basic* als auf *fancy* Fashion-Modelle setzen, entsteht wohl dieser Eindruck. Unsere Wäsche soll zeitlos und sportlich elegant sein, und der Kunde soll die edlen Qualitäten auf der Haut fühlen

können. Unser Kunde schätzt es zudem sehr, dass er auch nach Jahren sein Lieblingsmodell immer wieder kaufen kann. Zudem glaube ich, dass es schon genug Unterwäsche-Labels gibt, die mehr auf Optik als auf Qualität achten.

**Die lange Herrenunterhose gilt als Liebestöter. Was spricht trotzdem für sie?**

Wenn Sie mich als Frau fragen, hat eine lange Unterhose nichts mit Liebe, sondern mit der Aussentemperatur zu tun. Ein Mann, der im Leben steht, weiss genau, was er wann, warum und wieso tragen kann. Wenn Brad Pitt oder George Clooney eine lange Unterhose tragen, flippt die Damenwelt trotzdem oder gerade deswegen aus, oder?

**Welche Baumwollqualitäten verwenden Sie?**

Nur die feinsten Rohstoffe werden von schweizerischen und europäischen Partnern verarbeitet. Zudem sind wir ein Pool-Mitglied von Swiss+Cotton, einem neuen Schweizer Qualitäts-Label, welches für höchste Qualität und Standards in der gesamten Wertschöpfungskette der Baumwollverarbeitung garantiert. Nur die besten drei Prozent der weltweiten Baumwollernte erfüllen diese sehr strengen Vorlagen. Das Swiss+Cotton-Label steht zudem für tadellose Sozial-, Umwelt- und Technologiestandards.

**Mischen Sie mit Mikrofasern?**

Ja, aber nur mit Micro-Modal oder Bambus, beides auf zellulosischer Basis. Wir verwenden keine Synthetikfasern, das überlassen wir anderen, da es nicht zu unserer Markenphilosophie passt.

**Woher kommt die Affinität männlicher Hollywood-Stars zu Zimmerli?**

Das hat eine lange Geschichte. In Schauspielerkreisen geniesst Zimmerli of Switzerland hohen Kultstatus. Fakt ist, viele Hollywood-Stars wie zum Beispiel Denzel Washington, Andy Garcia, Tom Hanks, John Cleese, Bill Murray oder Joaquin Phoenix bevorzugen es, sich – wenn überhaupt – nur in Zimmerli-Unterwäsche filmen zu lassen. Wir haben aber nie jemanden dafür bezahlt, und das macht uns besonders stolz.

**Werben auch weibliche Stars für Sie?**

Ja, Jennifer Aniston, Sarah Jessica Parker, Jennifer Garner und Halle Berry.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

## Zeit für Basler Lächerli, Teil II

Von Jürg Zbinden

Frauen, die eine Leidenschaft für Uhren hegen, sind gegenüber den Männern in deutlicher Minderzahl. Hingegen ist der Schmuck seit je die Domäne der Damen. Früher waren es vor allem Filmdiven, die sich am Besitz atemberaubender Juwelen ergötzen – Gloria Swanson, Elizabeth Taylor, Sophia Loren –, aber auch die Kollektionen der Gemahlinnen des Schahs von Persien, Soraya und Farah Diba, galten als sensationell. Eine legendäre Auktion wurde 1987 an den Gestaden des Genfersees durchgeführt, wo die Juwelen der Herzogin von Windsor reissenden Absatz fanden und einen Erlös von über fünfzig Millionen Dollar erzielten. An der «Baselworld», der vom 26. März bis zum 2. April stattfindenden Weltmesse, wird der Schmuck bestimmt nicht im Schatten der Uhren ausgelegt.

1 und 2 — Die Ohrhänger in 18 Karat Weissgold mit naturfarbenen Pastellsaphiren und Diamanten gehören zum Ring. Beide stammen aus der Linie Pastello von Bucherer. Die Ohrhänger kosten Fr. 19 500.–, der Ring Fr. 14 500.–. Bucherer, Bahnhofstr. 50, Zürich.

3 — Die Stücke aus der Parentesi Cocktail Collection von Bulgari lassen sich sowohl als glamouröse Solisten wie auch in Kombination tragen. Die Ohrgehänge in Roségold fassen grünen Quarz, Amethyst und Pavé-Diamanten. Erhältlich sind sie mit weiteren Stücken aus der Parentesi Collection ab April in sämtlichen Bulgari-Geschäften.

4 — Die traditionsreiche Schmuckmanufaktur Frieden AG Creative Design in Thun genießt das Privileg, an naturfarbene Saphire in allen Pastelltönen aus Madagaskar zu kommen, da die Firma seit Jahren an der Pink Valley Mine beteiligt ist. Frauen bewundern die *bracelets* aus der Rainbow Collection am liebsten an ihrem Handgelenk und nicht «Somewhere over the Rainbow». Erhältlich ab Fr. 4000.–. Zu beziehen via [www.frieden.ch](http://www.frieden.ch)

5 — Kupfer- und Goldmetallic-Töne sind vielseitig kombinierbar und harmonieren mit den Farben aus der aktuellen Frühjahrsmode. Satierte Oberflächen erzeugen zusätzlich elegante Effekte und bringen die Goldfarben zum Leuchten. Die Ohrclips in Gelb- und Rotgold gibt es zu kaufen für Fr. 990.– bei Juwelier Kurz, Bahnhofstr. 80, Zürich.



1



2



3



4



5





Auto

## Neue Bescheidenheit

Der 200 EX von Rolls-Royce ist das perfekte Auto für frisch verarmte Multimilliardäre. *Von Ulf Poschardt*

Auf der Automesse in Genf stellte Rolls-Royce mit dem 200 EX seine Version des Kleinwagens vor: eine knapp fünf Meter vierzig lange Limousine mit imposanter Kühlerlandschaft. Selbst für Best- und Besserverdiener mag dies schockierend wuchtig sein, für die Besitzer eines Phantom aber muss der 200 EX wie ein wackerer Schritt auf die Mitte der Gesellschaft anmuten, misst der Phantom im Vergleich doch fünf Meter dreiundachtzig. Die von der Linken gebetsmühlenartig bemühte Schere zwischen Arm und Reich schliesst sich – und zwar wie von der Linken

gewünscht: Die Reichen büssen Wohlstand ein. Einige Milliardäre haben Milliarden verloren, unzählige Multimillionäre sind nur noch Millionäre. Deshalb macht das Downsizing Sinn: auch weil in London, einst die europäische Hauptstadt des geschmackvollen Bling-Bling, das Protzen unmodisch geworden ist.

Pleite zu sein, ist gesellschaftlich akzeptabel geworden, unverschämt reich eher nicht. Deshalb dürfte der 200 EX bei Rolls-Royce, das seit dem Jahr 2000 zu BMW gehört, nur ein erster Schritt sein. BMW schliesst die damit gross gewordene Lücke zwischen der Langversion des 7er von BMW und dem Phantom. Da auch dieses Fahrzeug gut 300 000 Franken kosten wird, kommen einem Adjektive wie «vernünftig» nur schwer über die Lippen. Der 200 EX ist ein eher «informelles, privates» Fahrzeug, wie die Briten bei der Präsentation in Genf bemerkten. Es ist für Multimillionäre, die lieber selber fahren, als chauffiert zu werden, deshalb wurde bei der Entwicklung der Fahrspass neben dem Komfort als zentrale Aufgabe definiert. Wer dennoch im 200 EX

chauffiert werden will, findet auch im kleinen RR eine dicke C-Säule, hinter der man sich verstecken kann, ohne den Blick auf die Aussenwelt zu verlieren.

Nicht erwähnt werden muss, dass im Inneren alles auf dem Niveau einer Fünf-Sterne-plus-Suite ist: Leder, Holz und Chrom erzeugen Gemütlichkeit. Diese wird verstärkt durch einige Art-Déco-Details wie die rührend altmodische Uhr und ein lustiges Gerät wie den Power Reserve Dial, ein Messgerät, das anzeigt, wie viel Kraftreserve das Fahrzeug noch hat. Statt eines Drehzahlmessers verweist der RR lieber auf das «Potenzial» des Zwölfzylinders: Der Fahrer wird stets über seine Möglichkeiten informiert, als ob ein Käufer eines 200 EX nicht wüsste, dass er stets mehr hat, als er braucht.

Bis in die neunziger Jahre hinein schwieg Rolls-Royce gerne, wenn es um die Motorleistung ging. Man hätte genug, erklärten die vornehmen Herren aus Goodwood etwas pikiert. Von dem 200 EX weiss man, dass er ungefähr 500 PS haben wird. Genauer erfahren wir, wenn aus dem EX, das für «experimental car» steht, ein Serienmodell wird.

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### Rolls-Royce 200 EX

Noch nicht in Serie; Leistung: ca. 500 PS



## Digital, aber besser

Wenn Musik nur noch aus Daten besteht, muss man etwas leisten, damit sie gut tönt. Bang & Olufsen kann das. *Von David Schnapp*

Die Digitalisierung der Musik hat einen grossen Nachteil: Ganze Generationen gewöhnen sich an schlechtere Tonqualität. iTunes, Media-Player und Co. komprimieren die Daten, damit CDs nicht zu viel Platz auf dem PC beanspruchen. Mit uns nicht, sagt das dänische Design-Hi-Fi-Haus Bang & Olufsen und präsentiert ein digitales Musiksystem, das die volle Qualität der CD zurückbringen will. Kunden, die das BeoSound 5 kaufen, legen die B&O-Ingenieure nahe, die Musik *lossless*, verlustfrei, zu digitalisieren. Natürlich muss der Käufer das nicht selber machen. Er bringt seine CD-Stapel zum Händler, der ihm die Arbeit abnimmt und die Musik auf eine Festplatte kopiert.

Wir haben uns das nicht abnehmen lassen und das BeoSound 5 zu Hause selbst eingerichtet. Das braucht einigen Aufwand, den der B&O-Kunde natürlich nicht auf sich nehmen muss. Er bekommt eine funktionierende Anlage fertig aufgestellt.

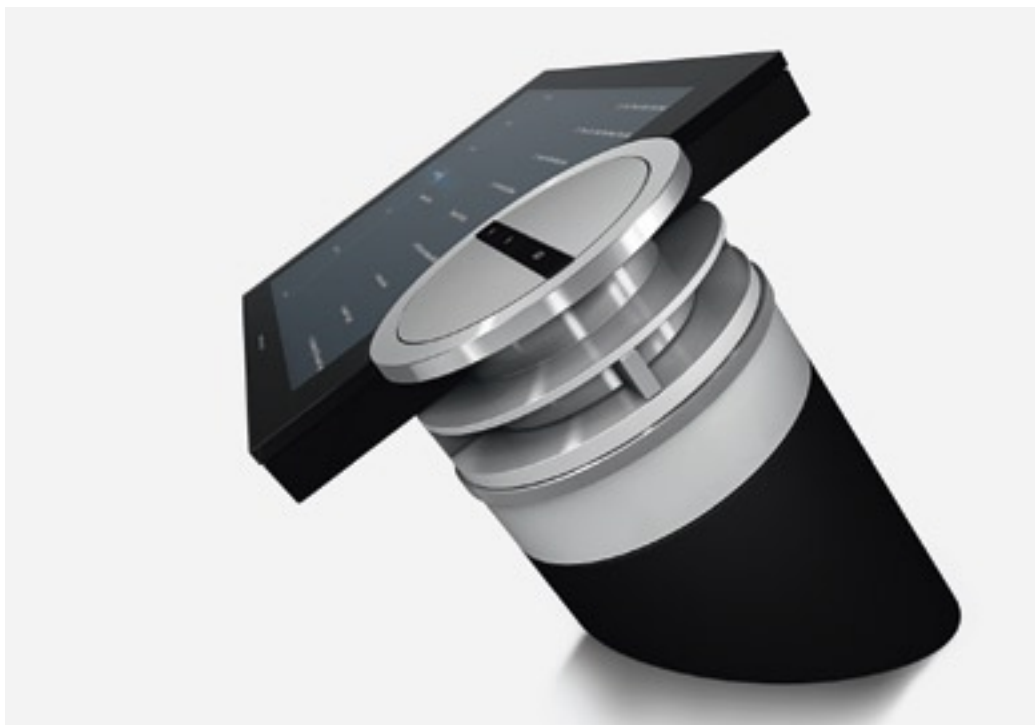
Zunächst muss die Steuerungseinheit, der BeoMaster 5, mit Internet und Computer verbunden werden. Es brauchte Zeit, bis unser Mac dazu bereit war. Über eine Ethernet-Verbindung wird die Musik dann überspielt. Das braucht Zeit. Standardmässig hat der BeoMaster Platz für 500 Gigabyte, rund 1500 CDs in verlustfreier Qualität. Covers und Songtitel holt sich der Meister selber bei entsprechenden Datenbanken. Lautsprecher, am einfachsten

geht es mit Aktivboxen von B&O, werden auch an die Zentraleinheit angeschlossen.

Ist es eingerichtet, ist das BeoSound 5 sicher etwas vom Besten, was an digitalen Musiksystemen zu haben ist. Und schön ist das Gerät aus Alu und Glas obendrein. Die Bedienung mit drei Wahlrädern und drei Tasten ist wohl etwas eigen, aber technisch genial. Durch die CD-Sammlung zu surfen war immer wieder ein sinnliches Vergnügen, auch wenn die Darstellung der Covers in der Blätterfunktion, trotz des brillanten und scharfen LCD-Displays, für unseren Geschmack etwas zu klein geraten ist. In Verbindung mit einem Fernseher kann das BeoSound übrigens auch als Fotoalbum benutzt werden.

Der Höhepunkt ist die Funktion MOTS, More of the same. Ein komplexer Musik-Algorithmus sucht zu einem Stück weitere passende Stücke. Dabei werden eine Vielzahl mehr Parameter berücksichtigt als etwa bei Apples «Genius». Je grösser die Sammlung, desto feiner die Abstimmung, und nach unserem Test können wir sagen, die mathematische Formel von B&O ist erstaunlich. Kurz: Wenn schon digitale Musik, dann bitte nur noch so.

**Digitales Audiosystem Bang & Olufsen BeoSound 5/BeoMaster 5.** 500-GB-Harddisk, Internetradio, Foto, Web, MOTS (More of the same). Div. Aufstellmöglichkeiten. Fr. 7050.- (ohne Lautsprecher). [www.bang-olufsen.com](http://www.bang-olufsen.com)



**Aluminium und Glas:** digitales Audiosystem Bang & Olufsen BeoSound 5/BeoMaster 5.

## Restsüss und sauer

*Von Peter Rüedi*



Peter Bichsel sitzt gern und lang in der Beiz. Viele seiner Texte stricken das Garn des Beizengängers. In der Beiz wird erzählt um des Erzählens, nicht um des Inhalts willen. Bichsel ist ein Rotweintrinker, und wenn ich ihn auch im Verdacht habe, er trinke zu Hause insgeheim die besten Flaschen: Zur Figur Bichsel gehört Wein im Offenausschank. Auch sagt er: «Wäre kein Alkohol drin im Wein, es gäbe auf der Welt keinen einzigen Weinkenner.» Kenner mag er nicht, und im Übrigen hat er auch sonst recht. Eine definitiv von Kennern für Kenner verfasste Zeitschrift, der britische *Decanter*, fragt in seiner Märzangabe: «Would we still enjoy wine without the alcohol hit?» *The answer is no.*

Andersrum: Weil Kennerschaft oft als Vorwand für das pure banale Vergnügen am Alkohol herhalten muss, ist da ein Tabu im Spiel. Im Gegenzug zur alkoholischen Aufrüstung der Weinmacher (Parker und die Folgen) steigt das Ansehen alkoholarmer Weine. Schon gibt es viele, die sich grundsätzlich bekreuzigen, wenn eine Etikette vierzehn Volumprozent und mehr ausweist. Dabei kann das bei einem stoffreichen Südfranzosen so richtig sein wie bei einem feingliedrigen Pinot falsch. Und: Macht eine Differenz von 2,5 Volumprozent auf eine Flasche mehr aus als zwei rechte Schlucke?

Und noch mal anders: Natürlich ist Alkohol auch ein Schmiermittel, das Kanten, gar Fehler, auch Charakterzüge eines Weins maskieren kann. So gesehen ist die Wertschätzung niedriger Volumprozent auch Indiz für den zunehmenden Informationsstand des aufgeklärten Trinkers. Dem sei ein Wein angekündigt, an dem sich gleich eine weitere Grundsatzdiskussion entzünden liesse, nämlich die über Restzucker. Vertagen wir die und halten fest: Der Mosel-Riesling von Willi Haag, der ganze 8,5 Volumprozent Alkohol auf die Waage bringt, ist eine delikate, mineralische, dank seiner guten Säure trotz Restzucker rassige und erfrischend klare Köstlichkeit. Zu asiatischen Gerichten (nicht gerade aus der Glutamat-, aber z. B. der Curry-Abteilung) hervorragend. Und ganz für sich noch besser.

**Willi Haag, Riesling Spätlese Nr. 12 Brauneberger Juffer Sonnenuhr, Mosel 2007.** 8,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 20.-, ab 6. April 2009: Fr. 22.-



**Belletristik**

- 1 (2) **Daniel Glattauer:**  
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 2 (4) **Martin Suter:**  
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 3 (1) **Daniel Kehlmann:** Ruhm (*Rowohlt*)
- 4 (3) **Lukas Hartmann:**  
Bis ans Ende der Meere (*Diogenes*)
- 5 (5) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete (*DuMont*)
- 6 (9) **Simon Beckett:** Leichenblässe (*Wunderlich*)
- 7 (8) **T. C. Boyle:** Die Frauen (*Hanser*)
- 8 (–) **Klaus Merz:** Der Argentinier (*Haymon*)
- 9 (8) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –  
Frauen über 80 erzählen (*Wörterseh*)
- 10 (7) **Carlos Ruiz Zafón:**  
Das Spiel des Engels (*S. Fischer*)

**Sachbücher**

- 1 (1) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 2 (2) **René Zeyer:**  
Bank, Banker, Bankrott (*Orell Füssli*)
- 3 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**  
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 4 (4) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 5 (7) **Eckart von Hirschhausen:**  
Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 6 (5) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Knaur*)
- 7 (10) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung  
(*Bibliogr. Inst. und F. A. Brockhaus*)
- 8 (8) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis  
des Herzmagneten (*Nymphenburger*)
- 9 (–) **Niall Ferguson:** Der Aufstieg des  
Geldes (*Econ*)
- 10 (–) **Charla Muller:** 365 Nächte (*Kein & Aber*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Media Control

**Apropos: Harald Schmidt**

Dieser Autor verspricht Klartext: über «das erste Mal», am Plattensee in Ungarn, und über anderes, wofür Harald Schmidt am Fernsehen noch nicht die Gelegenheit hatte, es zu bereuen. Lomi-Lomi-Massagen auf Kreuzfahrten zum Beispiel und das Umschlagen von Sex in Freundschaften. Der Titel seines neusten Taschenbuches indes – «Ich hatte 3000 Frauen» – ist eine Ankündigung, die der geständige Autor nicht einlöst. Gewiss, es fallen Namen wie Barbra Streisand, Andrea Kiewel, Lucile Desmoulins, Andrea Nahles, Carla Bruni, Simone de Beauvoir und Gabriele Pauli – aber in anderen Zusammenhängen! Der geneigte Leser bleibt enttäuscht zurück, wenn am Ende von den versprochenen 3000 Frauen nur ein Bruchteil auftaucht, und auch der nicht namentlich genannt. Ein Schmidt am Fernsehen ist ungleich schonungsloser als ein Schmidt auf Papier. Doch die 15 Franken, die diese Erkenntnis kostet, ist das Vergnügen allemal wert. (M.D.)

**Seismografische Empfindlichkeit**

**Am 27. März wäre Golo Mann hundert geworden. Der grosse Historiker und Publizist wurde von der Zunft angefeindet, seine glänzenden Werke haben überlebt. Von Urs Bitterli**

Mit zwei schweren psychischen Belastungen hatte der Historiker und politische Publizist Golo Mann in seinem Leben fertig zu werden. Er war der Sohn eines berühmten Schriftstellers, und es fiel ihm nicht leicht, aus dem Schatten seines Vaters hervorzutreten. Und er war Bürger des Landes, das einem Adolf Hitler zur Macht verholfen hatte, und die Erinnerung an das, was dieser Hitler angerichtet hatte, überschattete sein ganzes Leben.

Über die Familie Mann ist viel geschrieben worden. Der Vater, Spross einer alten und angesehenen Lübecker Kaufmannsfamilie, hat die Biografen und Interpreten seiner Werke bis heute beschäftigt, und ein Ende ist nicht abzusehen. Durch die Publikation der «Buddenbrooks» wurde Thomas Mann berühmt. Und berühmt blieb er durch ein umfangreiches, mit hoher Begabung und grosser Selbstdisziplin gefördertes Werk, das ihn bei seinen Lesern und in seiner eigenen Vorstellung zum Repräsentanten deutscher bürgerlicher Kultur machte. Er blieb dieser Repräsentant auch im Exil, das ihm die Nationalsozialisten aufzwangen: «Wo ich bin, ist Deutschland», soll er gesagt haben, als er in New York an Land ging.

Es ist interessant zu verfolgen, wie sehr fast alle sechs Kinder der Familie Mann ihre eigene Existenz im Blick auf ihre Beziehung zur dominanten Vaterfigur wahrnahmen. Das konnte hilfreich sein, aber auch verhängnisvoll. Erika Mann, Thomas Manns erste Tochter, bewunderte den Vater und wurde im Alter zu seiner Sekretärin und zur Sachwalterin seines Erbes. Klaus, der schriftstellerisch begabte erste Sohn, empfand sich als Versager und nahm sich 1949 das Leben. Die zweite Tochter, Monika, suchte sich von der Familie abzugrenzen, indem sie sich despektierlich über sie äusserte. Golo wandte sich in bewusster Abwendung vom Vater nicht der Literatur, sondern der Geschichtsschreibung zu. Michael, der dritte Sohn, der des Vaters Neigung zur Musik geerbt hatte, haderte mit seinem Schicksal und starb in Kalifornien an einer Überdosis Alkohol und Schlafmittel. Einzig die jüngste Tochter Elisabeth, das liebste Kind des Schriftstellers, ging entschieden einen eigenen Weg und erlangte als Meeresbiologin internationales Ansehen.

Golo Mann, geboren am 27. März 1909 in München, galt lange Zeit als das schwarze Schaf der Familie. Erst in den dreissiger Jahren, als Hitler an die Macht kam, änderte sich

dies. Golo, der Geschichte studiert und in Philosophie und bei Karl Jaspers abgeschlossen hatte, hatte sich früh gegen den Nationalsozialismus gewandt. Er war es denn auch, der gemeinsam mit Erika Vater Thomas Mann zu einer klaren Distanzierung vom Hitler-Regime veranlasste, was im Februar 1936 in einem offenen Brief an die *Neue Zürcher Zeitung* geschah. Die Ausbürgerung der ganzen Familie und ihre Emigration in die USA waren die Folge.

Mit viel Glück gelang 1940 auch Golo Mann die Flucht aus der Schweiz in die Vereinigten Staaten. Wie sein Bruder Klaus trat er in die amerikanische Armee ein und wurde beim Aufbau des Radio- und Pressewesens im besiegten Deutschland eingesetzt. Doch es hielt den amerikanischen Staatsbürger Golo Mann nicht in seinem Heimatland. Er kehrte nach Amerika zurück und trat eine Professorenstelle für Geschichte am Claremont College in Kalifornien an, unweit von Pacific Palisades, wo sich Thomas und Katia Mann niedergelassen hatten. Hier lehrte er, unterbrochen von mehreren Europa-Aufenthalten, zwischen 1947 und 1958 europäische Geschichte.

**Ermunterung zum Neuanfang**

In den USA ging es Golo Mann ähnlich wie vielen andern Emigranten: Er fühlte sich fremd, aber auch seine Heimat war ihm fremd geworden. An seinen Schweizer Freund, den *Weltwoche*-Journalisten Manuel Gasser, schrieb er: «Ach ja, die Alte Welt. Ich träume oft davon und finde mich auf den alten Marktplätzen. Den Deutschen trau' ich nicht.» Neben seiner Lehrtätigkeit verfasste Golo Mann zwei kürzere historische Arbeiten, einen heute vergessenen Essay mit dem Titel «Vom Geist Amerikas» und eine Biografie über den konservativen deutschen Diplomaten Friedrich von Gentz, der im Wiener Kongress eine Rolle spielte. Dieses zweite Buch ist kürzlich neu aufgelegt worden und lohnt die Lektüre.

An eine Laufbahn als freischaffender Historiker dachte Golo Mann zur Zeit seiner Lehrtätigkeit in Claremont noch nicht. Dieser Gedanke begann ihn erst zu beschäftigen, als sein Vater 1955 in Zürich starb. Dass die übermächtige Vaterfigur einer freien geistigen Entwicklung des Sohnes im Wege stand, ist offensichtlich. «Dass ich im Grunde ja doch zum Schriftsteller bestimmt war», schreibt Golo Mann in seiner Autobiografie «Erinnerungen und Gedanken», «sei es auch nur zum histori-



«Wo ich bin, ist Deutschland»: Golo Mann im kalifornischen Exil in den vierziger Jahren.



**Familie Mann:** Monika, Michael, Golo, Katia, Thomas, Elisabeth, Klaus und Erika (v.l. n. r.), 1927.

sierenden, ein wenig philosophierenden, verbarg ich mir manche Zeit; unbewusst wohl darum, weil ich meinem Bruder Klaus nicht ins Gehege kommen und weil ich den Tod meines Vaters abwarten wollte.» Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki, der sich eingehend mit diesem Vater-Sohn-Verhältnis befasst hat, schreibt: «An dem schweren, schrecklichen Schicksal, ein Sohn Thomas Manns zu sein, hat auch Golo Mann gelitten. Aber er war der einzige von den drei Söhnen, dem es gelang, das Wort des Vaters zu beherzigen, man solle dem Tode keine Herrschaft einräumen über seine Gedanken.»

Golo Manns erstes bedeutendes Werk, die «Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts», entstand zum grossen Teil während eines Schweizer Aufenthalts in den Jahren 1956 und 1957. Das Buch ist seit seinem Erscheinen immer wieder neu aufgelegt worden und dürfte inzwischen zum meistgelesenen Werk zu diesem Thema geworden sein. Was Golo Mann dazu bewog, das Buch zu schreiben, ist offensichtlich: Er wollte zu verstehen suchen, was Deutschland in die nationalsozialistische Katastrophe geführt hatte. Golo Mann gibt vom Dritten Reich, dem «Mörderhaus, das inmitten unserer Gemeinde steht», eine schonungslose Darstellung. Aber er vermeidet jede pauschale Schuldzuweisung.

Indem der Autor seine Darstellung bis in die Gegenwart der fünfziger Jahre fortführt, ermuntert er seine Leser zu einem Neuanfang, der freilich nicht von der Verdrängung, sondern nur von genauer Kenntnis der jüngsten Vergangenheit ausgehen soll. Zugleich vermeidet Golo Mann, indem er die Vorgeschichte der deutschen Katastrophe behandelt, den Eindruck, alles habe, so wie es kam, kommen müssen. Es ist diese Ablehnung jedes historischen Determinismus, welche dem Buch seinen staatsbürgerlichen Wert verleiht: als Aufforderung an den verantwortungsbewussten Bürger, in Freiheit an der Gestaltung der Zukunft mitzuwirken.

### Graue Eminenz vom Zürichsee

Im Jahre 1960 kehrte Golo Mann nach Deutschland zurück und lehrte während fünf Jahren politische Wissenschaft an der Technischen Hochschule Stuttgart. Dann siedelte er in die Schweiz über und liess sich in Kilchberg bei Zürich nieder, in dem Haus, das die Eltern dort erworben hatten. Hier entstand nach jahrelangen Vorarbeiten Golo Manns zweites bedeutendes Werk, seine Biografie des Heerführers Albrecht von Wallenstein. Das Buch ist ein breitangelegtes Sittengemälde der turbulenten Zeit des Dreissigjährigen Krieges und zugleich eine nachdenkliche Studie über Berechtigung und Fragwürdigkeit menschlicher Macht. Obwohl der Verfasser alle seine Aussagen mit einem umfangreichen Anmerkungsapparat belegt, nimmt er sich die Freiheit zu



## Sexuelle Befreiung in Zürich

Eine neue Biografie widerlegt die Legende vom in Liebesdingen enthaltsamen Golo Mann. Von Philipp Gut



Verkehrte Neigungen: Golo Mann

Zu Golo Manns 100. Geburtstag gelangen zwei Bücher in den Handel, die mit zwei sorgsam gepflegten Legenden im Leben des Historikers aufräumen. Eine Biografie, verfasst von FAZ-Redaktor Tilmann Lahme, wirft ein neues Licht auf Manns Liebesleben; und ein Band mit teilweise unveröffentlichten Texten Manns zeigt, dass er durchaus ernstzunehmende literarische Ambitionen hegte.

Kein Geheimnis ist, dass Golo Mann homoerotisch veranlagt war, wie sein Vater Thomas und sein Bruder Klaus auch. Aber noch die Biografie von Urs Bitterli (2004) ging davon aus, dass Golo Mann seine Homosexualität nicht ausgelebt und sich im Stillen verzehrt habe. Dem war nicht so, wie Tilmann Lahme in seiner à fond recherchierten Biografie zeigt.

Eine entscheidende Rolle bei der *éducation sentimentale* des jungen Mannes spielte die Schweiz. Um seine verkehrten Neigungen zu korrigieren, schickte man den Zögling der deutschen Internatsschule Salem zum Zürcher Psychiater Dr. Louis Frank, einem Spezialisten für «Nerven- und Gemütskrankheiten».

Schulleiter Kurt Hahn schrieb darauf an Thomas Mann, er wolle die «abnormen Triebe» Golo Manns «aushungern», und verordnete eine Reihe von Massnahmen: «Allein

schlafen, Ruhemöglichkeiten am Tage, verstärkter Sport etc.» Die Ironie der Geschichte: Nicht nur der Empfänger (Thomas Mann), auch der Absender des Briefes (Kurt Hahn) waren ihrerseits verkappte Homoerotiker.

Die grosse Befreiung aus dem Korsett der Gehemmtheit erlebte Golo Mann im Sommer 1937 in Zürich. Der oft melancholisch-griesgrämig Gestimmte zeigte plötzlich eine «irritierend gute Laune». Die Ursache war *Weltwoche*-Mitgründer und Feuilleton-Redaktor Manuel Gasser. Mit ihm hatte Golo Mann die erste handfeste Liebesbeziehung seines Lebens. Gasser war von gänzlich anderem Charakter als der eher schüchterne Mann: selbstbewusst, stets sicher und elegant im Auftreten. Vor allem aber hatte er keinerlei Hemmungen, seine Homosexualität zu praktizieren. Er führte den gleichaltrigen Freund in die Zürcher Schwulenszene ein – ein «populärer Verkehr», für dessen Entdeckung Mann seinem Mentor zeitlebens dankbar blieb.

### Heimliche Novellen

Die zweite Legende, die Golo Mann kultivierte, betrifft seine Karriere als Historiker und Publizist. Bekannt ist sein schwieriges Verhältnis zu Thomas Mann, den er privatbrieflich den «Alten» nennt: Wie sollte der Sohn aus dem Schatten des weltberühmten Vaters treten? Er habe seine «werdende Identität anderswo» gesucht, schrieb Golo Mann, und meinte damit, dass er sich absichtlich nicht auf das Feld der Literatur begeben habe, um der übermächtigen Familienkonkurrenz auszuweichen.

Bisher unveröffentlichte Texte, die Biograf Lahme in einem gesonderten Band herausgibt, zeigen jetzt: Golo Mann war auch Literat. Mit achtzehn schrieb er eine Novelle «Vom Leben des Studenten Raimund», ein verschlüsselt autobiografischer Bericht über sein Schicksal als Sohn Thomas Manns. Und noch im Alter verfasste er in seinem Ferienhaus in Berzona TI Kurzgeschichten von erlesener sprachlicher Eleganz. Sie lohnen die Lektüre ebenso wie die genaue, an Neuigkeiten reiche Biografie.

Tilmann Lahme: Golo Mann. S. Fischer. 551 S., Fr. 42.90

Golo Mann: «Man muss über sich selbst schreiben». Erzählungen, Familienporträts, Essays. S. Fischer. 271 S., Fr. 34.90

fantasievoller Einfühlung und farbiger Schilderung. Damit stiess Golo Mann jedoch auf den Widerspruch der akademischen Fachhistoriker, was nicht verhinderte, dass die Wallenstein-Biografie, ein Wälzer von über tausend Seiten, zum Longseller geworden und erst kürzlich in neuer Auflage erschienen ist.

Golo Mann war nicht nur Historiker; er gehörte auch zu den meistbeachteten politischen Publizisten seiner Zeit: «Die graue Eminenz vom Zürichsee» nannte man ihn in Deutschland. Die Zahl seiner politischen Kommentare, zeitgeschichtlichen Essays, Interviews und Rezensionen ist Legion; einiges davon ist in Sammelbänden greifbar. Meist ist die deutsche Politik Golo Manns Thema, und immer geht es ihm darum, die demokratischen Institutionen der noch jungen Bundesrepublik zu stärken, den freien Meinungs austausch zu unterstützen, reaktionären oder revanchistischen Tendenzen entgegenzutreten. Dabei stellt er sich, den man einen liberalen Konservativen nennen könnte, über die Parteien. So konnte er, wenn der Wandel der Zeitumstände es gebot, seinem Engagement eine andere Richtung geben: Er trat für Adenauers Politik der Westbindung ein, unterstützte aber später Willy Brandts Ostpolitik. Mit seismografischer Empfindlichkeit reagierte er auf Tendenzen ideologischer Entmündigung, sei es in der Politik oder im Bildungswesen. Keinerlei Verständnis hatte er für die Parolen der deutschen Studentenbewegung, und als diese in kriminellen Anarchismus ausmündete, trieb ihn die Leidenschaft seines Widerspruchs in die Nähe von Franz Josef Strauss, was viele ihm verübelten.

### In tiefster Seele traurig

Golo Mann war als Historiker wie als Zeitkritiker ein Pessimist, der doch seine Tatkraft und den Glauben an die Möglichkeit des Guten nie verlor. Über seiner Person und seinem Schaffen waltet eine Melancholie, die er einmal so in Worte gefasst hat: «Wer die dreissiger und vierziger Jahre als Deutscher durchlebt hat, der kann seiner Nation nie mehr völlig trauen, der kann der Demokratie ebenso wenig völlig trauen wie einer andern Staatsform, der kann dem Menschen überhaupt nicht mehr völlig trauen und am wenigsten dem, was Optimisten früher den «Sinn der Geschichte» nannten. Der wird, wie sehr er sich auch Mühe geben mag und soll, in tiefster Seele traurig bleiben, bis er stirbt.»

Als Golo Mann 1994 in Leverkusen starb, las man in der deutschen und der Schweizer Presse fast durchwegs ehrende Nachrufe. Längst war der Historiker nicht mehr bloss der Sohn eines berühmten Vaters. Er war zu einer Persönlichkeit eigener Prägung und eigenen Formats geworden, die sich aus der deutschen Geistesgeschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht wegdenken lässt. ○

## Verbaler Süsstoff

«Die Standesbeamtin» von Micha Lewinsky ist ein Schwank nach Schwank-Musterkatalog. Sein Erfolg ist gewiss. Von Wolfram Knorr



Überschreiten die Höchstgeschwindigkeit: Schauspieler Jann und Leuenberger.

Es gibt in der Deutschschweiz Filme, die man gemeinhin als Komödie, Schwank oder einfach Feel-good-Filme bezeichnet. Gemeinsam haben sie eine Abstosskraft gegen eine durchfunktionalisierte Gesellschaft, die ihren Mitgliedern permanent mit Sinnhaftigkeit zusetzt; stressig in ihrer Hektik und Dialogakrobatik.

«Die Standesbeamtin» von Micha Lewinsky («Der Freund») erfüllt alle Anforderungen perfekt und müsste deshalb an der Kasse bestens reüssieren. Es gibt hier zwar keinen idyllischen Tannenwald wie in der «Schwarzwaldklinik», dafür die sommerlich milden Seldwyla-Nachmittage, an denen Rahel Hubli (Marie Leuenberger) als Standesbeamtin heiratswilligen Paaren ihren verbalen Süsstoff kredenzt. Rahel ist verheiratet, hat einen Sohn, wohnt kuschelig, ist aber trotzdem unzufrieden. Muss sein, um den Weg zur grossen Liebe zu planieren. Denn sie trifft Ben (Dominique Jann), ihre alte Jugendliebe, der zurückgekommen ist, um hier die Schauspielerin Tinka Panzer (Oriana Schrage) zu heiraten; und Rahel soll sie natürlich verheiraten.

Um Komik aus diesem Konflikt zu pressen, muss das Schicksal die zulässige Höchstgeschwindigkeit überschreiten: Rahel muss ihren Mann Thomas (Beat Marti) beim Techtelmechtel mit einer anderen ertappen, die Zukünftige Bens sich als blasierte deutsche

Schnepfe entpuppen und Gemeindepräsident Morger (Beat Schlatter) mit Kündigung drohen, wenn Rahel nicht die Trauung vollzieht.

Es fehlt nichts, was das Leerlassen der Birne, sanft auf dem Polster der Plattitüden ruhend, angenehm macht. Deshalb gibt's nichts zu meckern: moderates Tempo, neckische Dialoge und ein Personal, mal schmollend, mal trotzköpfig, aber lieb. Alle machen ihre Sache prima, besonders die Frauen. Streng nach Vorschrift eines Lustspiels, fehlt auch die Nummer des versteckten Liebhabers nicht. Und potz Blitz!, die Variante ist mit absoluter Lachgarantie ausgestattet.

Eine Schwarze (Jennifer Mulinde-Schmid) im Sekretariat des Gemeindehauses soll Fortschritt signalisieren. Doch es nutzt nix. Verhalten, Umgangssprache, Gartenlauben-Ambiente, Musik, der ganze Kessel voller Buntes, sind aus Zeit und Wirklichkeit ausgekoppelt – bis auf Beat Schlatter. Wenn er im kackbraunen Anzug mit Pseudo-Rodenstock-Brille und verwegener Stirnfransenfrisur den modischen Macker aus seiner piefig mäkelnden Beamten-Autorität heraushaut, dann bricht Wirklichkeit und echte Komik durchs putzig-lustige Jasmin-Tandaradei.

**Die Standesbeamtin.** Regie: Micha Lewinsky. CH, 2009

## Konservativ, nicht reaktionär

Von Peter Rüedi

Ein hohes Alter ist kein Verdienst, sondern Glück. Wohl aber, was einer aus diesem Glück macht. Der Tenorsaxofonist Benny Golson ist achtzig *and still going strong* – vielleicht gerade deshalb, weil machomässiges Impioniergehabe sein Ding nie wirklich war.

Es gibt eine berühmte Foto, die Art Kane 1959 auf der Treppe eines Hauses in Harlem für das Magazin *Esquire* arrangierte. Die goldene Epoche des Jazz. Die Heroen des alten Stils posierten brüderlich neben den jungen Wilden. 57 Musiker aus allen Klimazonen des Jazz. Und zuoberst Benny Golson und Art Farmer, sein Partner. Von allen 57 leben noch 6: Hank Jones (90), Horace Silver (80), Sonny Rollins (78), Eddie Locke (78), Marian McPartland (90). Und Golson selbst.

Das Sextett, das er mit Art Farmer leitete, nannten sie «Jazztet». Es lebte kurz, war aber von grosser Wirkung, eine kompakte Kammerformation mit komplexen Arrangements. Eine Big Band in nuce, mit viel solistischem Auslauf für die beiden Chefs und den Posaunisten Curtis Fuller – nicht cool, nicht hot, oder vielmehr beides. Golson war auf dem Tenor ein eigenwilliger Stilist, zurückhaltend, lyrisch, aber mit heissem Atem. Vor allem aber war er ein grosser Komponist und Arrangeur. Die Originale «Whisper Not», «Along Came Betty», «I Remember Clifford» u. a. blieben Hits bis heute. Jetzt lässt er das Jazztet als «New 'Tet» aufleben. Erstklassig besetzt (Eddie Henderson an der Trompete, Steve Davis an der Posaune, Mike LeDonne am Piano, Buster Williams am Bass und Carl Allen am Schlagzeug), beleuchtet es ein paar Museumsstücke neu («Whisper Not», mit Al Jarreau; Rollins' «Airegin», Monks «Epistrophe»). Dazu ein paar weniger bekannte Eigenerfindungen wie «Gypsy Jingle-Jangle» oder die schöne Ballade «From Dream to Dream», witzige Adaptationen von Klassikern («Verdi's Voice», Chopins «L'Adieu») und das brodelnde Schlusstück «Uptown Afterburn». Golson hebt die Welt nicht aus den Angeln und auch nicht den Jazz. Er ist konservativ, nicht aber reaktionär. Immerhin hat er die Sprache, in der er seine Geschichten erzählt, selbst erfunden. Und er erzählt sie gut.



**Benny Golson.**  
New Time, New 'Tet.  
Concord 08880 72311213



## Es wird noch schlimmer

Eidenbenz' Sohn Philipp macht sich an einer Schultheateraufführung über seinen Vater lustig. Und der darf sich noch nicht mal ärgern. «Doppelpass», Folge 17. Von Charles Lewinsky

Das Schlimmste, aber wirklich das Allerschlimmste war, dass sie den Philipp hinterher zum Helden machten. Dass sie ihn wegen seines dummen Lausbubenstreichs – und was war es denn anderes gewesen als ein Lausbubenstreich? – bejubelten, als sei er der Winkelried persönlich. «Froh noch im Todesstreich, nie vor Gefahren bleich.» Und das nach einer Schultheateraufführung, nur für Eltern und Verwandte!

Eidenbenz fasste mit der Hand in die Hosentasche und knetete mit aller Kraft auf dem Gummiball in den Vereinsfarben herum. Sonst wirkte das immer, aber diesmal schaffte es die vertraute Geste nicht, ihn zu beruhigen. Er konnte förmlich spüren, wie sein Blutdruck anstieg. «Du musst dich mehr entspannen», hatte Gertsch beim letzten Check-up gesagt. «Versuch's doch mal mit Meditation.»

Der hatte gut reden. Meditation? Und was noch alles? Sollte er sich etwa im Bundeshaus im Schneidersitz auf den Boden setzen und «ommm» singen?

Es war aber auch kein Wunder, dass man Probleme mit dem Blutdruck bekam. Wenn er nur an den Aktienkurs seiner Firma dachte ... Nichts als Ärger hatte man. Und jetzt auch noch dieser Journalist. Hatte sich nicht abwimmeln lassen. Und wenn man ihn abgewimmelt hätte, hätte er trotzdem geschrieben.

Im Allgemeinen hatte Eidenbenz ja Spass an Interviews. Er verstand es, die Gespräche dorthin zu lenken, wo er sie haben wollte, und wenn er dann auch noch den einen oder anderen seiner träfen Sprüche vom Stapel liess, frassen ihm seine Gesprächspartner meist schon bald aus der Hand. Aber heute würde es anders werden. Unangenehmer. Weil man ihn heute nicht nach politischen Dingen fragen würde, sondern nur nach seinem Sohn.

Was andererseits natürlich auch wieder sehr politisch war.

Es war aber auch blöd gelaufen. Nur schon dieses Foto, auf dem er den Kopf wegdrehte und dieses beleidigte Gesicht machte. Ein dummer Zufall hatte es gewollt, dass der Vater von Philipps Klassenkamerad Schubiger mit seiner Kamera direkt hinter ihm gesessen hatte. Wenn es denn Zufall gewesen war und nicht ein abgekartetes Spiel. So etwas konnte man



nie wissen. Auf alle Fälle hatte der sich dort breitgemacht, direkt hinter den reservierten Plätzen. Ein Mann, den man nur lachen hören musste, um zu wissen, wessen Geistes Kind er war. Und der dann natürlich einen Artikel über die Aufführung schreiben musste, samt Foto, zwar nur in diesem jämmerlichen Grünen-Blättchen, aber eben doch.

Das wäre an und für sich auch noch nicht weiter schlimm gewesen, denn wer las schon die Ergüsse in so einer Pfarrer-Künzle-Postille? Pro Seite mindestens ein Panda, und jedes Auto, das mehr als einen Fingerhut Benzin verbrauchte, war schuld am Weltuntergang. Aber dann hatte der *Tages-Anzeiger* die Sache aufgegriffen, und die Genossen dort hatten die Geschichte natürlich verdreht. Auf die linke Tour, und das war bei denen ganz wörtlich zu verstehen. «Eidenbenz junior kämpft für eine bessere Asylpolitik.» So ein Quatsch!

Ein Lausbubenstreich war es gewesen, sonst nichts. Eine pubertäre Täubelerei. Ihn, den Eidenbenz, hatte der Philipp ärgern wollen. Den eigenen Vater. Und das war ihm ja auch gründlich gelungen.

Eidenbenz schleuderte wütend den Gummiball gegen die Wand, und als der beim Zurückspringen die Wappenscheibe am Fenster traf und sie beinahe demolierte, kam ihm das gerade recht. Wer sowieso schlechte Laune hat, lässt sich gern darin bestätigen.

Machte einem alles kaputt, dieser Lausbub. Aus purem Trotz. Seit Sonja in der Klinik war, hatte man nur noch Schwierigkeiten mit ihm. Nur schon, wie er sich anzog. Und die Musik, die er hörte. Wenn man das überhaupt Musik

nennen konnte. Und jetzt auch noch dieser Skandal bei der Schultheateraufführung.

Skandal, jawohl.

Mit Politik hatte das überhaupt nichts zu tun, ganz egal, was sich diese Schreiberlinge aus den Fingern sogen. Von Politik verstand der Philipp nicht mehr als eine Kuh vom Klavierspielen. Eine besonders unbegabte Kuh noch obendrein. Keine Ahnung hatte der. Konnte er auch noch gar nicht haben, in seinem Alter. Sollte besser anständige Prüfungen schreiben statt Theaterstücke. Mit dem nächsten Zeugnis würde er wahrscheinlich ins Provisorium rutschen. Wenn ihm sein Klassenlehrer, der Vögeli, nicht wieder unverdienterweise die Note aufbesserte. Als Dank für dieses schwachsinnige Theaterstück. Auch so ein Weltverbesserer und Wohlgefühlpädagoge.

Eidenbenz fasste ganz automatisch in die Tasche, aber der Gummiball lag jetzt irgendwo im Zimmer, und er konnte ja nicht gut auf allen vieren durch sein Büro kriechen und danach suchen.

Vielleicht war der Vögeli wirklich so naiv, wie er tat. Auf alle Fälle hatte er während der ganzen Szene erwartungsvoll zu ihm hingeschaut. Wie ein Hund, der ein Stöckchen apportiert hat und jetzt in der Erwartung eines Lobs mit dem Schwanz wedelt. Der hatte doch tatsächlich Begeisterung erwartet für das, was da oben auf der Bühne passierte. Als ob er nicht ganz genau gewusst hätte, dass die versammelten Eltern im Saal nicht über das Theaterstück so schallend lachten, sondern über ihn, den Eidenbenz.





Eidenbenz mochte es nicht, wenn man ihn auslachte. Einen besonders respektlosen Karikaturisten hatte er sogar einmal verklagt. Mit ihm lachen, das war etwas anderes. Wenn er einen Spruch losliess und dann der ganze Saal schallte, das war angenehm. Aber nicht, wenn sie über ihn lachten.

Und genau das hatten sie getan, bei diesem Schultheater.

Weil da nämlich sein Sohn auf der Bühne stand, «Philipp Eidenbenz, 16», wie er dann in den Zeitungen hiess, und den eigenen Vater parodierte. Im guten, aber für ihn viel zu grossen Nationalratsanzug. Trampfte einfach auf den Hosenstössen herum. In der Reinigung hatten sie gesagt, sie könnten nicht garantieren, dass die Flecken je wieder rausgingen.

Das kam noch dazu.

Obwohl – das mit dem Anzug hätte man dem Philipp ja gerade noch durchgehen lassen können. Ihm stillschweigend die Kosten für die chemische Reinigung vom Taschengeld abziehen und fertig. Man war ja auch einmal jung gewesen. Aber was er sich da mit diesem Theaterstück erlaubt hatte, das war unverzeihlich. Absolut unverzeihlich.

Und er konnte ihn noch nicht einmal dafür bestrafen, konnte keinen Hausarrest verhängen oder ihn zur Busse das Auto waschen lassen, weil die Geschichte unterdessen in allen Zeitungen gestanden hatte und dadurch keine private Angelegenheit mehr war, sondern eine öffentliche.

Und dabei hatte der Lausub doch nur eines verdient: ein paar hinter die Löffel. Links und rechts.

Stand da auf der Bühne als «Gmeindsmuni von Bethlehem» und erklärte Maria und Josef, warum in seiner Gemeinde kein Platz für sie sei. Tat das aber nicht in Versen, so wie alle anderen in dem Theaterstück redeten, sondern mit einer Ansprache. Und nicht mit irgendeiner. Mit Wort für Wort der gleichen Rede, die Eidenbenz an der letzten kantonalen Delegiertenversammlung gehalten hatte! Wort für Wort. Nur dass der Philipp statt «Schweiz» immer «Bethlehem» sagte. Hahaha.

Dabei war es eine gute Ansprache gewesen. Eine seiner besten, das hatten alle gesagt. Klare, trübe Argumente. Fast nach jedem Abschnitt hatte es spontanen Applaus gegeben. Manchmal sogar an Stellen, wo er gar keinen eingepflanzt hatte.

Aber wenn da ein Sechzehnjähriger vor einem «Bethlehem»-Schild stand, wenn dem der viel zu grosse Anzug am schmalen Körper schlotterte und wenn er dann seinen Vater nachmachte, Geste für Geste, die ausgebreiteten Arme und den mahnenden Zeigfinger, wie er das wohl vor dem Spiegel eingeübt hatte mit dem Video von der Delegiertenversammlung, wenn er dann auch noch den Tonfall imitierte, die donnernden Aufrufe und das beschwörende Raunen, und das alles mit seiner viel zu dünnen Stimme – dann war natürlich auch die beste Ansprache nur noch lächerlich. Da hätte der Churchill keine Chance gehabt. Nicht einmal der Blocher.

Seine besten Formulierungen, wie zum Beispiel «Die Kirche muss im Dorf bleiben, aber nicht das Minarett», waren in der Aula als Pointen belacht worden. Die Leute hatten ge-

grölt wie beim Peach Weber oder beim Marco Rima. Geradezu Festzeltstimmung hatte geherrscht. Und als Philipp als «Gmeindsmuni» dann auch noch das Ortsschild umdrehte und auf dessen Rückseite ihr Plakat von der letzten Abstimmungskampagne sichtbar wurde, da hatten sie richtiggehend gejubelt.

Dabei war das ein tiptoppes Plakat gewesen. Auch wenn manche Klugscheisser daran herumgemäkelt und behauptet hatten, Raben seien eigentlich sehr sympathische Vögel.

Ausgelacht hatten sie ihn.

Jetzt kroch Eidenbenz doch auf dem Boden herum und suchte seinen Ball.

Wie das Stück genau zu Ende gegangen war, hätte er gar nicht mehr sagen können. Nur dass Maria und Josef kein Asyl in Bethlehem bekommen hatten und wieder abgezogen waren.

Und dass die Leute applaudiert hatten wie verrückt. Und dabei nicht auf die Bühne geschaut, sondern immer nur auf ihn. Um zu sehen, wie er wohl reagierte. In diesem Moment musste auch das Foto entstanden sein.

Er hatte dann natürlich auch applaudiert und so getan, als sei alles in bester Ordnung. Was war ihm auch anderes übriggeblieben?

«Wenn ich meinem Vater so etwas angetan hätte», dachte Eidenbenz, «er hätte mich über die Knie gelegt und mir den Hosenboden strammgezogen.» Schon schade, dass man das heute nicht mehr durfte.

Als dann der Journalist kam und natürlich genau die Fragen stellte, die Eidenbenz erwartet hatte, da war er vorbereitet. Er sei stolz auf seinen Sohn, sagte er ins Diktafon, nicht nur, weil der so viel kreative Begabung gezeigt habe, sondern vor allem, weil er eine eigene Meinung habe und auch den Mut, öffentlich dazu zu stehen. Das sei doch ein Grundprinzip unserer Demokratie, sagte er, die freie Meinungsäusserung, und die müsse man auch dann unterstützen, wenn man mit ihrem Inhalt ganz und gar nicht einverstanden sei. In einer freien Gesellschaft, sagte er, müsse man Kritik ertragen können, auch wenn es der eigene Sohn war, der einem da widersprach. Gerade wenn es der eigene Sohn war.

Er hatte sich aus dem Zitatelexikon auch noch einen Satz von Voltaire herausgeschrieben: «Du bist anderer Meinung als ich, und ich werde dein Recht dazu bis in den Tod verteidigen.» Aber das liess er dann doch lieber weg. Für einen Eidenbenz klang es einfach zu geschwollen.

Das war das Allerschlimmste: dass er dem Philipp auch noch öffentlich auf die Schulter klopfen musste.

Aber so war es nun mal in der Politik.

Folge 18 in der nächsten *Weltwoche*

**Im Internet**

Alle Folgen auf [www.weltwoche.ch/doppelpass](http://www.weltwoche.ch/doppelpass)



## Blutrotes Glück

Die Produktionsspezialistin Janet Tsui, 30, und der Projektmanager Stefan Bachmann, 32, heiraten im Spätsommer dieses Jahres.

**Janet:** In China haben Zahlen Bedeutungen. Neun heisst «Ewigkeit». Aus diesem Grund heiraten wir im September. Nach der kirchlichen Trauung, bei der ich ein weisses Prinzessinnenkleid tragen werde, findet eine traditionelle Teezeremonie statt. Das Brautpaar serviert dabei den Verwandten der älteren Generation das heisse Getränk: So will es die buddhistische Tradition. Bei diesem Zeremoniell werde ich ein enganliegendes, reich besticktes Kleid aus schwerer Seide tragen. Blutrot ist seine Farbe, das bedeutet Glück. In früheren Zeiten trugen die Bräute ein schweres Kopfteil mit einem Perlenvorhang vor dem Gesicht: Schob der Bräutigam den Sichtschutz weg, sah er seine Frau oft zum ersten Mal. Ich befestige eine frische Blume im Haar, sonst nichts.

**Stefan:** Unsere Heirat wird ein Crossover, in dem verschiedene Kulturen und Religionen zum Ausdruck kommen werden. Aus meiner Familie sind vielleicht fünfzehn Leute eingeladen. Aus Janets Familie – die von Kanada bis Hongkong über die ganze Welt verteilt ist – reisen vierzig Verwandte an.

**Janet:** Als Geschenke erhalten die Brautleute Goldschmuck. Er sollte 24-karätig sein und muss mir nicht unbedingt gefallen, auch die Machart ist eigentlich unwichtig. Man trägt ihn nur am Hochzeitstag. Er dient als Finanzanlage und darf bei Bedarf eingeschmolzen werden. Zusammen mit der Einladung werden auch rotgoldene Umschläge verschickt. Die Schweizer Freunde meinen möglicherweise, das sei ein Antwortcouvert für die Anmeldung. Die Chinesen wissen: Da kommt Geld rein. Das ist praktisch, denn Stefan und ich leben bereits zusammen, und einen dritten Mixer brauchen wir nicht.

**Stefan:** Die grosszügigen Geschenke sind als einmalige Gaben gedacht und stammen aus einer Zeit, als die Ehe der Beginn einer Partnerschaft war, die nur durch den Tod aufgelöst werden konnte. Die Scheidungsrate ist in Hongkong noch heute relativ klein. Meine zukünftige Frau kam bereits als Kind in die Schweiz und hat die hiesigen Werte sehr verinnerlicht, aber in einigen Dingen denkt sie wie eine Chinesin oder vielmehr wie eine Buddhistin.



«Wir schrieben und telefonierten zwei Jahre lang»: Ehepaar Tsui-Bachmann.

**Janet:** Eine Trennung käme für mich nie in Frage. Man muss sich im Leben auch einigermaßen anständig verhalten, sonst geht man aus der Wiedergeburt nicht als Mensch hervor, sondern als Maus oder als Hund. Zudem: Sind Asiatinnen nicht auch viel sanftmütiger als die Schweizerinnen?

**Stefan:** Ich muss jetzt mit Ja antworten, sonst gibt es Ärger. Die chinesische Kultur faszinierte mich bereits als Kind. Daher hat mir meine Grossmutter – da war ich noch ein Bub – einen Film aus Hongkong mitgebracht. Den Rest, die Geschichte mit Janet und dass ich nun einen so direkten Kontakt mit dieser geliebten Kultur habe, sehe ich als Schicksal an.

**Janet:** Wenn mich meine Schweizer Firma nach Hongkong schicken würde, könnte ich mir vorstellen, vorübergehend wieder dort zu leben. Stefan nehme ich natürlich mit. Kennengelernt haben wir uns über die Internet-Community ICQ; wir schrieben und telefonierten zwei Jahre lang, bevor wir uns das erste Mal trafen. Das war vor zwölf Jahren.

**Stefan:** Es war auf der Rolltreppe im Bahnhof Luzern. Janet schrieb eine SMS: «Dreh dich mal um, dann siehst du mich.»

**Janet:** Das Treffen war ganz nett. Danach blieben wir – allerdings mit grossen Abständen – in Kontakt. Die erste Liebe, das erste Auto, die berufliche Weiterentwicklung: Beide wussten, was im Leben des anderen geschah.

**Stefan:** Vor zwei Jahren sahen wir uns erneut, und dann hat es gewaltig gefunkt. Vierzehn Jahre nachdem wir uns zum ersten Mal geschrieben hatten.

**Janet:** Unsicherheiten, Fremdheit, sich gegenseitig entdecken müssen: Das fand im ersten Taumel der Verliebtheit nicht statt, weil wir uns so gut kannten. Wir waren schnell in einer verbindlichen Beziehung. Seit acht Monaten leben wir zusammen. Meine Eltern sind vor einiger Zeit zurückgegangen. Sobald ein Enkel oder eine Enkelin da ist, kommen sie wieder her.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.





## ALAIN HUBERT

FORSCHEN FÜR DIE WELT VON MORGEN

Überquerung des Arktischen Ozeans – Nordgrönland, 2007: Dreihundert Meilen vor dem Festland umspült der Arktische Ozean die Kante des Packeises, nur wenige Meter entfernt von Alain Huberts Füßen. Wo Forscher zuvor meterdickes Eis kartierten, findet Hubert nur Wasser, obwohl der Ozean an dieser Stelle zu einer dicken, mehrjährigen Eisschicht gefroren sein müsste. Die schwierigen Eisverhältnisse fordern ihn immer wieder heraus, alternative Routen über die nun offene See zu finden. Noch 120 Kilometer vor dem Ziel lässt ihn das immer brüchiger werdende Eis das Schlimmste befürchten. Am 14. Juni 2007 erreichen Alain Hubert und Dixie Dansercoer nach 106 Tagen ihr Ziel, doch die Reise ist noch lange nicht zu Ende. Denn Hubert wird auch in Zukunft alle Wege gehen, um das Schwinden des Eises zu ergründen.

**ROLEX. DIE KRÖNUNG DES ERFOLGS.**



OYSTER  
PERPETUAL  
EXPLORER II



  
**ROLEX**  
ROLEX.COM

# BUCHERER

Für die schönsten Momente im Leben. Seit 1888.